Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

Kinderaugen.

Kinderaugen..

Erzählung

von

Karl Berkow. [= Ps für Elise von Wolffersdorf]

[1892]

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

In der großen Oper wurde Meyerbeers „Prophet" gegeben. Ein berühmter Sänger trat in der Titelrolle zum ersten Male vor das verwöhnte Publikum, das jedoch von seiner hinreißenden Darstellung, gleichsam im ersten Momente gefesselt, in atemloser Spannung der sich entrollenden Handlung folgte und die dem Künstler zugedachte Kritik auszuüben vergaß.

Parkett und Logenränge waren bis zu dem bescheidensten Plätzchen besetzt, — es gab vielleicht niemand in dem weiten Hause, der den Vorgängen auf der Bühne nicht die ungeteilteste Aufmerksamkeit schenkte.

Doch ja, dort drüben in einer Loge ersten Ranges, jener elegante Mann, der sich so sichtlich gelangweilt in den roten Sammetfauteuil zurücklehnte,

schien an dem tragischen Konflikte, in welchen sich Johann von Leyden gestürzt sah, keinen Anteil zu nehmen. Er musterte durch sein vergoldetes Glas die gegenüber befindlichen Reihen, er warf zuweilen einen zerstreuten Blick auf den Theaterzettel vor ihm und begann erst etwas aus seiner blasierten Gleichgültigkeit zu erwachen, als der dritte Akt begann und sylphidenhaft gekleidete Tänzerinnen auf der nachgeahmten Eisfläche im Angesichte der Mauern Münsters den unmotiviertesten aller Tänze aufführten.

Daß die Einwohner der von wütenden Bauern belagerten Stadt, ihrer Bedrängnis zum Trotze, ein lustiges Eisfest arrangierten, erschien kaum einem der Zuschauer befremdlich; man klatschte den graziösen Schlittschuhläuferinnen Beifall und man begrüßte mit noch lebhafterer Freude das Erscheinen der Prima-Ballerina, welche jetzt leichtfüßig herangeschwebt kam, um in einem Kostüm, das jeder Winterkälte Hohn sprach, mit dem ersten Solotänzer ein Pas de deux zu wirbeln.

Sie war ein schönes Weib, Mlle. Blandina Cerrini, wie ihr Name auf dem Zettel lautete, während boshafte Zungen behaupteten, daß sie auf den weniger romantischen „Wilhelmine Fritsche“ vor

einigen dreißig Jahren zu Rawicz getauft worden sei, — geschmeidigen Körperbaues mit regelmäßigen Zügen und brennenden schwarzen Augen unter der niedrigen, von rotem Lockengekräusel beschatteten Stirn.

Der Mann in der Loge richtete sein Glas auf sie; in den gleichgültigen, kurz zuvor halb geschlossenen Augen blitzte es auf; er lächelte, als er entdeckte, was er gesucht, — in dem roten Lockengewirr der Tänzerin eine Taube aus Brillanten, ein Geschenk von ihm, das sie ihm versprochen, heute zu tragen. Langsam setzte er das Glas beiseite, um in den Applaus mit einzustimmen, der dem Abgange der Tänzerin folgte, und dann, als sie mit dankender Geberde wieder erschien, einen feurigen Blick nach der Richtung zu werfend, wo er saß, der weiteren Vorstellung keine Beachtung mehr zu schenken.

Wieder glitten seine Augen musternd über die Versammelten; es interessierte ihn, den Eindruck zu verfolgen, den sie von dem Werke empfangen; seltsam, wie doch die meisten der Anwesenden die unwahrscheinliche Geschichte mit einer Art von Andacht in sich aufzunehmen schienen, wie die Damen voll Entzücken an der hehren Gestalt Johanns, des Propheten,

hingen, seine Klagen und sein heldenhaftes Aufwallen sie offenbar bis in das tiefste Herz rührten.

Seine Nachbarin zumal schien völlig ergriffen von der herrlichen Darstellung des Künstlers zu sein, dem ja auch er seine Anerkennung nicht zu versagen vermocht, wenn die Oper, nun ja, ihn nicht im ganzen gelangweilt hätte. Er bemerkte es deutlich, wie sie unter dem machtvollen Rufe des Propheten, „Auf die Kniee," erzitterte, wie sie, überwältigt von der Offenbarung einer vielleicht nie zuvor geahnten Kunst mit großen Augen verwirrt und dennoch glückselig auf die Bühne schaute. Sie sah eigentlich recht hübsch aus in ihrer Erregung, die blassen Wangen leicht gerötet, der Ausdruck ihrer Züge lebendiger, als er ihn seit lange gesehen.

Und er kannte ihn ja zur Genüge, den sonst üblichen müden Ausdruck jenes Angesichtes, den verschleierten Blick der Augen, die er unschön nannte, weil sie nur grau waren, den wehen Zug um den Mund, der von stillgetragener Enttäuschung, heimlichem Kummer sprach. Er kannte alles so genau an der Frau, die neben ihm saß, so genau, daß ihm ihr ganzes Wesen auch nicht eine Regung des Interesses mehr erweckte, — war es doch seine eigene

Frau, die schüchterne, sanfte Erscheinung an seiner Seite, deren Gegenwart so wenig sich in seinem Leben fühlbar machte, daß er sich zuweilen darauf besinnen mußte, es gehöre ein junges, liebliches Weib zu ihm, welches seine Gattin heiße.

Der vierte Akt nahte seinem Ende; dem als Propheten gekrönten Sohne wirft sich die Mutter entgegen, ihm, der, seiner Herrlichkeit entkleidet, nichts thun kann, als sie anflehen, ihn zu verleugnen — um ihretwillen und seiner selbst.

„Liebtest Du diesen Sohn, dessen Bild in mir Du siehst?"

Die rührende Frage, von einer thränenerstickten Stimme leise, bebend hervorgestoßen, tönt durch den Raum, die Antwort der Mutter: „Ob ich ihn liebte?" Und von der Gewalt des beschwörenden Blickes bezwungen, sinkt Fides vor ihm nieder, die Täuschung festzuhalten, deren Zerstören gleichbedeutend mit einem Todesurteil für den schuldigen und dennoch ewig geliebten Sohn.

Der Vorhang fällt unter dem enthusiastischen Beifall der versammelten Menge, wieder und wieder erscheint das Künstlerpaar vor den Rampen, den Dank des Publikums für ihre Meisterleistung ent-

gegen zu nehmen. Der schöne Mann in der Loge beugte sich zu seiner Nachbarin.

„Du scheinst Dich gut zu unterhalten, Irma?"

Sie schlug den Fächer vor ihr Antlitz, vielleicht, um ihm es zu verbergen, daß sie geweint; sie wußte, daß sie in solchem Falle seinen Spott zu fürchten habe, — er fragte ja, ob sie sich „gut unterhielte," während alles in ihr unterdrückte Ergriffenheit und wonniges Entzücken war.

Er lächelt, — geringschätzend und mitleidig zugleich, als er ihre tiefe Bewegung gewahrt, — welch grenzenlose Beschränktheit, sich von einer so plump angelegten Komödie bis zu Thränen rühren zu lassen. Nun, das lag eben in Irmas Natur, gutmütig, sentimental, von mittelmäßigem Verstande, mangelhafter Weltkenntnis.

Hatte sie doch jetzt noch, nach fünf Jahren ihrer Ehe, die thörichte Anmaßung, daß er sie so lieben solle, wie er es ihr in der Stunde ihres Verlöbnisses versichert. Als ob er sie überhaupt jemals geliebt hätte! Die Erklärung damals war ihm schwer genug geworden, aber diese überspannten Mädchen, die sich ihre vorzügliche Erziehung in der Pension mit Nr. 1. attestieren ließen und ihre Kenntnis des Lebens aus

unwahren Romanen schöpften, konnten sich ja nicht überwinden, eine Ehe zu schließen, in welcher ihnen nicht die unbedingteste Liebe garantiert ward.

Daß sie es nicht begreifen, wie man ohne diese unbequeme Zuthat um vieles leichter und angenehmer lebt. Sich gegenseitig nicht mit unnützen Dingen quälen, das Dasein von der genußreichsten Seite auffassen und zu diesem Zwecke völlige Freiheit des Handelns, — weiter hatte Joachim von Wengern eigentlich nichts in seiner Ehe verlangt.

Nichts weiter? Nun, immerhin die reiche Mitgift seiner Frau, deren er bedurft hatte, um sich mit seinen Gläubigern zu rangieren. Aber daran dachte er kaum. Es war einmal so Brauch in seinen gewohnten Kreisen, das väterliche Vermögen zum Zwecke des Vergnügens zu vergeuden und dann, wenn man sich plötzlich vor ungeahnter Ebbe sah, unter den Erbinnen des Landes Umschau zu halten.

So hatte er geheiratet; so hatten viele vor ihm geheiratet; daß man zu dem erwünschten Reichtum die Frau mit in den Kauf nehmen mußte, wenn man keinen alten Onkel mehr zu beerben hatte, war natürlich unumgänglich, — nun, seine Ehe war deshalb nicht besser und nicht schlechter ausgefallen,

als die vieler anderer, und Irma hatte es ja auch allmählich gelernt, ihre übertriebenen Ansprüche herabzumindern.

Der Vorhang hob sich zum letzten Male; umgeben von einer Anzahl schöner, üppiger Weiber bereitet Johann von Leyden sich auf seinen Tod, in welchen er die Verräter mit sich hinabreißt.

„Seht den Becher schäumen, winken,“ sein Arm schlingt sich um die ihm zunächst stehende Odaliske, sie neigt sich ihm entgegen, doch während sie den Becher ihm kredenzt, fliegt ihr Blick abermals herausfordernd hinauf zu der Loge, wo Joachim von Wengern mit seiner Frau sitzt.

Es ist, als ob ein Zeichen des Einverständnisses zwischen beiden gewechselt wird; er läßt den Theaterzettel über die Brüstung in das Parkett hinabflattern, sie nimmt die Rose von ihrer Schulter und entblättert sie in den goldenen Kelch, den ihre Hand dem Propheten reicht.

Das bedeutet als Antwort auf seine Frage: „Ich bin heute abend frei und werde mich um elf Uhr in dem reservierten Salon des Café Alberich einfinden.“

Während der Palast auf der Bühne unter dem

Donner des explodierenden Pulvers zusammenbricht, erhebt sich Joachim, um geräuschlos die Loge zu verlassen und sich des Pelzes seiner Frau zu versichern, die gleich darauf Erscheinende dienstbereit einzuhüllen und sie zu dem harrenden Wagen zu führen.

„Du kommst noch nicht nach Hause?" fragt Irma, als er im Begriffe war, den Schlag zu schließen.

„Nein, ich bedaure es," lautet seine Antwort, „Erlenstein bat mich um eine Unterredung in Familienangelegenheiten; ich gehe mit ihm noch eine Stunde in den Klub."

„Gute Nacht!"

Es klingt resigniert von ihren Lippen, gleichgültig fast; daß er sie nicht nach Hause begleitet, erstaunt sie nicht; sie ist nicht verwöhnt; es sind seltene Ausnahmen, wenn ihr Gatte einmal den Abend mit ihr verbringt.

Auch Joachim scheint sich darüber keine Gedanken zu machen, daß er seine eigenen Wege geht; es ist nichts leichter, als seine Frau zu belügen. Und diesmal ist es ja nur eine halbe Lüge, denn Graf Erlenstein hat in der That einiges mit ihm zu besprechen.

Die Freunde treffen sich im Vestibul des Hauses und gehen gemäßigten Schrittes dem nicht weit entfernten Café Alberich zu. Graf Erlenstein dient bei den Gardekürassieren und ist einer der gefeiertsten Löwen der Residenz, ein begabter Offizier, dem man eine glänzende Karrière prophezeit, wenn es ihm gelingt, sich noch einige Jahre über Wasser zu erhalten. Doch das letztere ist nicht ganz sicher und die häßliche Kehrseite der schimmernden Oberfläche seines Lebens. Diesem möglichen Wendepunkte in seinem Geschicke gilt die heutige Unterredung mit dem Baron Wengern.

„Du hast mir wieder einmal aus einer verwünschten Klemme geholfen," beginnt Graf Erlenstein, nachdem beide sich ihre Cigarren angezündet, „doch ich kann Deine Großmut nicht länger annehmen, um so weniger, da diese mir keine dauernde Rettung mehr sein wird. Über kurz oder lang bin ich genötigt zu quittieren, und ich mag mir Glück wünschen, wenn ich mit heiler Haut davonkomme."

„Thorheit, Ferdinand," begütigt Joachim, „Deinen Dienst aufgeben, welch ein Gedanke! Wohin willst Du überdies, wenn Du hier nicht bleibst? Für Amerika passest Du nicht, ebenso wenig

für Rußland, es wird sich ein Ausweg finden lassen, Deine Verbindlichkeiten einzulösen."

„Ich weiß keinen," antwortet der junge Offizier mißmutig.

„Mache es wie ich," bemerkt Wengern, „heirate eine reiche Frau, so bist Du aus aller Sorge."

„Es hat nicht jeder das Glück wie Du, eine Millionärin zu finden, die zugleich Waise war."

„Wenn man sich Mühe giebt, findet man sie schon; es dauerte auch bei mir eine Zeitlang, ehe ich entdeckte, was ich brauchte."

„Und bist Du mit Deiner Wahl zufrieden?"

„Weshalb sollte ich nicht? Irma ist eine sehr bequeme Frau. Nicht besonders hübsch, nicht besonders geistreich, nicht pikant, noch unterhaltend, aber von jener angenehmen Mittelmäßigkeit, mit der es sich recht gut auskommen läßt. Zuweilen freilich bildet sie sich ein, sie dürfe mehr von mir verlangen, als jenes durchschnittliche Glück, das ja der Mehrzahl ihrer Mitschwestern zu teil wird, aber ich hoffe, den letzten Rest unreifer Mädchenträume wird sie sich endlich abgewöhnen."

„Nun also, im Grunde genommen, gefällt sie Dir eigentlich nicht."

„Sie gefällt mir ganz gut; ich lebe mit ihr jedenfalls besser, als ich mit mancher anderen leben würde. Man kann zu einer Mitgift von zwei Millionen nicht noch Schönheit und Talent verlangen; dies sind übertriebene Ansprüche, Freund.“

Graf Erlenstein unterdrückte einen Seufzer. „Wäre ich nicht von Anbeginn meines Lebens ein armer Teufel gewesen, der sich mit einer Zulage durchhelfen mußte, die jedem der Kameraden wie ein Spottgeld erschiene, ich brauchte Deinem Beispiele nicht zu folgen,“ sprach er nachdenklich.

„Ah, Dir steckt noch die kleine Felsegg im Kopfe, die Du im vorigen Winter anbetetest, die jedoch auch nur eine sehr schmale Mitgift zu erwarten hat und dabei ungefähr noch dreimal verwöhnter ist, als Du. Romantische Thorheit das, Ferdinand! Es überwindet sich. Nur keine Heirat aus Liebe, bei der es nachher einen ewigen Kampf mit beutehungrigen Gläubigern giebt, schlimmer noch, als jetzt für Dich, weil man für zwei oder drei mitkämpfen muß. Und wäre auch dies nicht: schon sich übermäßig einzuschränken, giebt sogenannter Liebe einen argen Stoß. Ist aber die erst entflohen, dann bleibt nichts übrig, als bedrückende Dürftigkeit, und der sind wir alle nicht gewachsen.“

„Ich würde fähig sein, mich für Alice einzuschränken, wenn wir überhaupt nur unser Auskommen hätten,“ meinte Ferdinand von Erlenstein.

„Da Ihr es aber nicht habt,“ entgegnete Baron Wengern philosophisch, „so kann ich Dir nur raten, Dir diese Marotte aus dem Sinne zu schlagen. Sei kein Träumer; ich helfe Dir eine Frau auffinden; morgen oder übermorgen schon hast Du eine beliebige Adresse. Bis dahin aber wollen wir uns noch nach besten Kräften amüsieren. Du bist heute kopfhängerisch; Blandina Cerrini soll mir helfen, Dich wieder aufzuheitern. Ich habe sie mit mehreren Kolleginnen zum Souper eingeladen, und Bertheim, Plessen und andere erwarten uns wohl schon bei Alberich.“

„Hinter dem Rücken Deiner Frau?“

„Nun, glaubst Du etwa, mit ihrem Wissen?“

„Argwöhnt sie nichts? Ist sie nicht eifersüchtig?“

„Danach habe ich sie noch nie gefragt.“

„In der That, Du hast das große Los gezogen; die Baronin scheint die gütigste aller Frauen zu sein. — Doch bist Du gewiß, daß sie Dir nicht einmal mit gleicher Münze heimzahlen wird?“

Joachim von Wengern lachte laut auf. „Des-

wegen mache ich mir keine Sorge; eine Frau, wie sie, wird keinem Manne gefährlich."

„Du schilderst sie unschöner, als sie ist. Ich sah sie heut zum ersten Male, da ich leider noch nie Gelegenheit hatte, mich ihr vorstellen zu lassen, und fand, daß sie ein sehr sympathisches Äußeres besitzt. Ihre Augen besonders erschienen mir in ihrer Erregung von wunderbarem Reize."

„Wohl möglich; sie war über die einfältige Oper ganz gerührt. Aber trotz alledem; auch Du verliebst Dich nicht in sie!"

Sie traten in die erleuchtete Halle des Restaurants und von dort in den reservierten Ecksalon; die Freunde erwarteten sie bereits, bald folgten auch die eingeladenen Tänzerinnen und die Königin des Festes, Mlle. Cerrini.

Graf Erlenstein vergaß unter der allgemein ausbrechenden Lustigkeit seine Sorgen; wie seltsam jedoch, daß zuweilen unter dem Klingen der Champagnergläser, den übermütigen Scherzen der ihn umgebenden Bachantinnen und ihrer Freunde das Bild einer betrogenen, einsamen Frau vor ihm auftauchte, deren große graue Augen suchend in die Ferne blickten — nach dem Gatten — nach dem entschwundenen oder nie gekanntem Glücke?

Zweites Kapitel.

Die Baronin von Wengern war inzwischen in ihre Wohnung zurückgekehrt, welche sich in einem eleganten Hause der Parkstraße befand. Die Thorflügel sprangen wie durch Zauberschlag bewegt auseinander, als der Wagen heranrollte und schlossen sich geräuschlos hinter demselben.

Irma verließ, die Hülfe des Lakaien ablehnend, die Equipage und schritt langsam die teppichbelegte Treppe empor, an deren oberster Stufe ein zweiter Diener ihrer wartete, um sie durch den Vorsaal zu ihren Gemächern zu geleiten. Mit leichtem Kopfnicken verabschiedete sie ihn, als er die letzte der Thüren geöffnet.

„Befehlen Frau Baronin den Thee im Speisezimmer zu nehmen?“ fragte er, da sie, ohne eine diesbezügliche Anordnung zu geben, ihr Zimmer betreten wollte.

„Nein,“ war die kurze, etwas müde Entgegnung, „Margot mag ihn mir in mein Boudoir bringen.“

Der Lakai verbeugte sich und entschwand; die Kammerfrau trat ihrer Herrin entgegen, ihr Pelz und Schleier abzunehmen; unter ihrem Beistande vertauschte die Baronin das schwere Seidenkleid mit einer leichten Haustoilette und ließ sich dann an dem kleinen Tische nieder, auf welchem Margot mit leiser Hand das Theeservice zu ordnen begann.

Irma folgte ihren Bewegungen mit dem gleichen zerstreuten und müden Blicke, den sie seit dem Eintritte in ihr Haus gezeigt; die Opernmelodien, welche sie heute abend vernommen, tönten noch in ihrem Geiste fort; unwillkürlich dachte sie daran, daß es sehr hübsch sein müsse, jetzt mit jemand über das Gehörte sprechen zu können, des Schicksals Johanns von Leyden zu gedenken und sich belehren zu lassen, wie weit die Tragik desselben mit seinem eigenen Verschulden im Einklange stände.

Aber sie hatte niemand; ihr Gemahl liebte es, sobald sie von ihrem Gute herein nach der Stadt gezogen, die Freuden der Residenz bis zur Neige auszukosten. Nach dem Theater pflegte er mit Bekannten noch in den Klub zu gehen; besuchten die

Gatten gemeinsam eine Gesellschaft, kam man vor dem frühen Morgen nicht nach Hause und außerdem gab es für einen Mann, wie Joachim von Wengern, so unendlich viel Zerstreuung, Beschäftigung in der Hauptstadt, sein Freundeskreis war ein so ausgebreiteter, seine Verpflichtungen so mannigfache, daß ihm zum Verkehr mit seiner Frau wenig oder gar keine Zeit übrig blieb.

Sie war an das Alleinsein gewöhnt; ja eigentlich war sie es ihr ganzes Leben hindurch gewesen. Die Eltern waren ihr so früh gestorben, rasch nacheinander an einer ansteckenden Krankheit, die durch das Land gezogen; nur dunkel noch entsann sie sich eines ernsten, bärtigen Mannes, als ihres Vaters und eines milden, blassen Mutterangesichtes. Geschwister besaß sie nicht. Die fünfjährige kleine Waise hatte man im Hause des Vormundes erzogen und später in ein berühmtes Pensionat gegeben, während man gewissenhaft das große Vermögen, welches ihr die Eltern hinterlassen, von Jahr zu Jahr vermehrte.

Dann war sie in die Welt hinausgetreten, in welcher ihr der Ruf der reichen Erbin bereits vorangegangen; die Gattin ihres Oheims und Vormundes, eine pietistisch angehauchte, strenge Natur führte sie

in die Gesellschaft ein. Sie war die am wenigsten geeignete Person, dem schüchternen Gemüte Irmas jene Festigkeit zu geben, die dem Alleinstehenden, ob reich, ob arm, notwendig ist, um seinen Platz sich zu erkämpfen, damit die Menge nicht achtlos und herzlos über sein Fühlen hinwegschreite.

„Du bist weder schön, noch geistvoll, noch talentbegabt,“ pflegte ihr die Tante oftmals zu wiederholen, „sucht man Dich auf, bereitet man Dir Triumphe, geschieht es nur Deines Reichtums wegen. So sei auf Deiner Hut und traue keiner Freundschaft allzu schnell, am wenigsten jedoch den falschen Liebesbeteuerungen der Männer, die sich um Deine Hand bewerben werden, im Grunde es aber nur auf Deine Mitgift abgesehen haben.“

Diese Lehren waren genügend gewesen, Irma ein unbeschreibliches Grauen vor jener Welt einzuflößen, in der sie sich fortan bewegen sollte und die, wie ihr die Tante ohne Aufhören versicherte, auf Schein und Heuchelei sich aufbaute. Nein, sie besaß nichts von den Eigenschaften, die die Beachtung der Außenwelt hervorrufen konnten; sie hatte keine blendende Gabe der Konversation, sie wußte nicht über gleichgültige Dinge ein oberflächliches Geplauder

zu eröffnen; ihre Fertigkeiten auf dem Gebiete der Musik, der Malerei erhoben sich nicht über die Leistungen einer fleißigen Schülerin der ersten Mädchenklasse, — sie hatte nichts, als ein großes, weiches, zärtliches Herz, das sich nach Liebe sehnte, — sie zu geben, sie zu empfangen!

Sie zu empfangen? Ach, von wem?

Der Vormund, in seiner Eigenschaft als Senatspräsident der alten Handelsstadt, in der sie lebten, ging auf in seinen geschäftlichen Angelegenheiten, wie in allerlei Spekulationen, die ihm meistens glückten und die ihn daher in stets neue Unternehmungen verwickelten. Die Tante war eine trockene Alltagsnatur, die ihre Tage in Ermangelung anderer Beschäftigungen mit dem Besuchen wohlthätiger Vereine, dem Arbeiten für dieselben ausfüllte.

Das Verlangen ihrer Nichte nach dem Verkehr mit Altersgenossinnen, nach Freundschaft, nach Wärme begriff sie nicht, ebenso wenig wie den Kummer Irmas, unter den jungen Mädchen keine eigentliche Freundin zu besitzen.

„Mache einigen der Damen nur recht viele und große Geschenke, so wirst Du bald mehr Freundinnen

haben, als Dir lieb ist," sprach die Präsidentin auf eine derartige Äußerung Irmas.

„Tante, mit Geschenken möchte ich mir kein Herz gewinnen," hatte das junge Mädchen erwidert. „Warum sollte mich niemand lieb haben, auch wenn ich nicht einmal im stande wäre, welche zu geben?"

Die Tante zuckte die Achseln. „Du verstehst die Welt eben nicht und sie wird Dir Deinen thörichten Wahn bald genug zerstören. Es ist nichts schwerer, als eine Erbin zu sein."

Damit war für einige Zeit die Sache abgethan; Irma sprach nicht mehr den Wunsch aus, eine Freundin zu haben und bemühte sich, ihrem leeren Herzen einige Befriedigung zu verschaffen, indem sie der Tante bei ihren Wohlthätigkeitsbestrebungen half. Aber das Stricken von Waisenstrümpfen, das Nähen von wollenen Kleidchen und ähnlichen Dingen war nicht geeignet die Lücke auszufüllen, die sie in ihrem Leben empfand.

„Ist es ein Verdienst, Tante," sprach sie eines Tages, „wenn wir wohlthätig sind, denen Gott solchen Überfluß zu teil werden ließ? Was wir fortgeben, vermissen wir ja nicht einmal und wir könnten zwanzigfach mehr geben, ohne es zu entbehren."

„Ist auch gar nicht nötig,“ antwortete die Senatorin, „andern wird damit geholfen, das ist die Hauptsache.“

„Wenn wir uns mit unsern Gaben ein Opfer auferlegten, sollten wir, meine ich, mehr Genugthuung darüber fühlen,“ bemerkte Irma nachdenklich.

„Das ist wieder eine Deiner überspannten Ansichten. Wenige nur würden überhaupt wohlthätig sein, wenn es ihnen Opfer kostete; darum ist es Sache derer, die im Überflusse leben und die Gabe nicht spüren.“

Tante und Nichte verstanden sich, wie so häufig, abermals nicht; die Senatorin vermochte es nicht zu erfassen, daß sich Irma darnach sehnte, mit dem vollen, reichen Herzen an eine Sache sich hinzugeben, die der Opferung ihres ganzen Seins würdig ihr erschiene, ihrer Seele beste Kräfte irgend einem großen Lebenszwecke zu weihen und in dem Aufgehen darin ihre eigene Seligkeit zu finden.

In dem Hause des Vormundes hatte Irma mehrere Jahre verlebt, kalte, inhaltlose Jahre, die wie ein Reif auf ihre erblühende Jugend gefallen waren. Verschiedene Freier hatten sich für die junge Erbin gemeldet, der Vormund jedoch, als weltkundiger

Geschäftsmann, hatte es vorgezogen, ihren Anträgen nicht stattzugeben, umso weniger, da Irma für keinen der Bewerber eine Neigung äußerte.

Die Tante sorgte dafür, das Mißtrauen in ihrem Herzen zu pflegen, daß es einzig und allein Mitgiftjäger seien, die sich ihr nahten. Und dann endlich — wie war es nur gekommen? In Ostende, wo sie die Saison mit Oheim und Tante verlebte, war er ihr am Strande zuerst entgegengetreten, der hohe, schöne Mann, dessen Gattin sie geworden; deutlich entsann sie sich, wie sie mit den Kindern einer zufällig getroffenen Bekannten im Sande Muscheln suchend, ihn erblickt, in seiner lässigen Haltung, seinem sicheren Wesen, seiner stolzen Männlichkeit. Er hatte eine Weile dem Spiele der Wellen zugeschaut, dann ihrer Beschäftigung, und als eines der kleinen Mädchen sich weinerlich beklagte, daß ihm die ältere Schwester die schönsten Muscheln fortgenommen, hatte er dem Kinde einige seltene Exemplare gereicht, die er kurz zuvor gefunden.

Ein schüchternes Dankeswort von Irmas Seite hatte den Anlaß zu einer kurzen Unterhaltung gegeben, und nach wenigen Minuten hatte er mit ehrerbietigem Gruße sich entfernt, seinen Spaziergang fortzusetzen.

Sie hatten sich dann oft gesehen; Irma lernte es sehr bald, nach jener hochgewachsenen Männergestalt in unruhiger Erwartung auszuschauen, deren Antlitz stets in freudiger Überraschung aufleuchtete, wenn er sie gewahrte. Zuweilen, wenn sie einsam in den Dünen umherwandelte, richtete er einige Worte an sie, ihres Oheims Bekanntschaft schien er nicht zu suchen, nicht einmal ihren Namen zu wissen, wie er auch den seinen ihr niemals genannt. Es war ihr fast lieb, daß sie einander Unbekannte blieben; so wußte er nicht, daß sie eine Erbin sei, und ihm durfte ihr Herz entgegenschlagen, frei von der quälenden Sorge, die ihre Tante in sie gepflanzt, freudig im Erwachen eines fremden, märchenhaften Glückes.

Sie ahnte nicht, daß er die Reise hierher nur um der Nichte des Senators Spalding willen unternommen, deren Adresse und genaue Personalbeschreibung ihm eine wohlwollende Hand verschafft hatte, und daß er entschlossen gewesen, trotz des als zähe bekannten Oheims die Millionärin zu heiraten, mochte sie auch ein Urbild aller Häßlichkeit und aller Untugenden sein, die es auf Erden gab.

Doch die Überwindung zu dem geplanten Schritte wurde ihm nicht einmal schwer gemacht. Statt einer

geldstolzen, verwöhnten Dame lernte er in der Bezeichneten ein sanftes, anspruchsloses Geschöpf kennen, dessen Augen ihm zu bald verrieten, daß er dieses arme kleine Herz zu erobern im Begriffe stand, wie er schon über so viele Herzen triumphiert und über viele noch zu triumphieren beabsichtigte.

Sie aber glaubte an seine Liebe, die er in so zarter Form ihr gegenüber zu äußern wußte, „wie leicht ist es doch, die Neigung eines Weibes zu gewinnen, —“ es war sein Gedanke damals, wie er es noch heute war. So waren sie doch alle — er mußte lächeln — gläubig, unerfahren, thöricht, weil in ihren Herzen noch das Ideal lebte, welches Liebe zu einem geheiligten Empfinden macht.

Er hatte erst dem Oheim sich vorgestellt, als er sich ihrer völlig versichert; der Senator zeigte freilich nicht übel Lust, auch diesen Bewerber abzuweisen, doch stand Joachim von Wengern die Neigung Irmas bei, den Widerstand des Oheims zu besiegen.

„Eine alte Familie,“ bemerkte der Vormund, „aber nichts dahinter. Kein Vermögen, keine Güter, wahrscheinlich erhebliche Schulden. Wer weiß, weshalb er gerade zu Dir kommt.“

„Onkel, er hat mich lieb gewonnen, ohne daß

er in mir eine Erbin vermuten konnte," war die Antwort Irmas gewesen, „und ist er nicht reich, wie ich, was hat dies zu bedeuten? Nie zuvor habe ich es als ein Glück empfunden, ein großes Vermögen zu besitzen, — heute jedoch möchte ich aufjubeln, daß mein Reichtum dazu dienen soll, einem geliebten Menschen das Leben zu verschönen, — ihm, der auch mich liebt."

Der Oheim hatte nachgegeben; einmal mußte es ja doch so kommen, wie es kam. Wengern machte überdies keinen ungünstigen Eindruck. Hatte er, was alle Welt mit Ausnahme Irmas wußte, das Leben möglichst rasch genossen, so lag es jetzt an ihr, ihn an das Haus, an sie selbst zu fesseln, und er würde als verständiger Mann jetzt ebenfalls zur Umkehr geneigt sein.

Zwei Monate nach ihrem Verlöbnis zu Ostende wurde bereits die Hochzeit des jungen Paares gefeiert, und Irma folgte dem geliebten Manne in die neue Heimat, die fortan die ihre werden sollte.

Der Thee in der chinesischen, kleinen Tasse, welche die Baronin vor sich stehen hat, ist fast erkaltet; weshalb nur muß sie heute, gerade heute an die Vergangenheit denken? Ach ja, es ist ihr Hochzeits-

tag; am frühen Morgen schon hat sie ein Strauß von weißen Rosen und Eucharisblüten daran erinnert, den ihr Gatte in ihr Boudoir hatte stellen lassen. Es ist wahr, er versäumt nicht leicht eine Aufmerksamkeit, die er ihr schuldig zu sein glaubt, doch dies ist auch alles, was er ihr erweist.

Sie denkt daran, wie anders es ihr heute zu Mute sein würde, wenn sie die kostbaren Blumen nicht erhalten, wenn er sie am Morgen, als sie ihm im gemeinschaftlichen Speisezimmer begegnete, in seine Arme genommen, mit warmem Blicke ihr gesagt hätte: „Weißt Du, daß wir heut einen Festtag feiern? Fünf Jahre sind es her, daß Du mein eigen, Du, mein bestes Gut.“

Er hatte nichts gesagt. Als sie ihm ihren Dank für die Blumenspende ausgesprochen, hatte er ihr auf echt ehemännische Art die Hand geküßt — kühl, gleichgültig, ohne kaum mehr, als mit einem Hauche ihre Finger zu berühren.

Kühl, gleichgültig, so war er stets gewesen in den verflossenen fünf Jahren, seit er es nicht mehr für nötig fand, der „bequemen“ Frau eine Zuneigung zu heucheln, welche er nicht hegte. Wozu denn auch? Er erfüllte ja alle ihre Wünsche, sofern sie mit den

seinen nicht im Widerstreite standen; er würde jedes Vergnügen ihr gewährt haben, nach welchem sie verlangte, jeden Luxus, der einer beliebigen Laune ihrerseits entsprang.

Aber auch für reiche Frauen giebt es ja eine Grenze, über welche hinaus ihre Wünsche nicht gehen. An seidenen Kleidern und an Diamanten trägt man sich ebenso müde, wie dem verwöhnten Gaumen beständige Leckerbissen nicht mehr behagen; nichts stumpft sich rascher ab, als die Freude an Glanz und Pracht. Irma zumal, im Reichtum aufgewachsen, legte keinen übertriebenen Wert mehr auf das, was sie als Längstgewohntes empfand, die Wünsche, die sie sich mit so viel Leichtigkeit erfüllen konnte, entbehrten bald des Reizes für sie.

Es war ein anderes, was sie in ihrer Ehe erwartet hatte — ja, was war es nur gewesen? Sie wagte sich endlich selbst nicht mehr danach zu fragen; was hatte sie Joachim vorzuwerfen? Daß er nicht viel von seiner Zeit ihr widmete? Dies lag wohl in den Gewohnheiten der großen Welt, welcher er angehörte. So wie ihre Ehe spannen sich die meisten in den sie umgebenden Kreisen ab, und die Frauen, die sie kannte, schienen sich nicht einmal unglücklich

dabei zu fühlen. Es war ihre eigene Thorheit, die sie mit der Vorstellung quälte, daß es anders sein könne, es war ihre Schuld, daß sie nicht froher, nicht zufriedener war.

Sie erhob sich von dem improvisierten Theetische, an welchem sie gesessen und ging in das anstoßende Schlafgemach. Die rosige Lampe, die von der Decke niederhing, warf ihren Schein auf die darin befindlichen Gegenstände — das vergoldete Bett unter seinen schweren, seidenen Vorhängen, den weichen, persischen Teppich, die kunstvoll eingelegten Möbel. Es flog durch ihren Sinn, wie sie einmal zu ähnlicher Stunde in befreundeter Familie die junge Hausfrau an die Bettchen ihrer Kinder begleitet, wie hold es gewesen, als die jungen, schlummernden Augen sich plötzlich aufgeschlagen, aus ihrem Traum erwachend, mit Liebesblick der Mutter entgegengelächelt hatten.

In ihrem prunkenden Gemache regte sich nichts; kein goldgelocktes Köpfchen aus weißen Kissen hob sich empor, um nachzusehen, ob die liebe Mama denn endlich heimgekeyrt sei, kein Gutenachtkuß von unschuldigen, süßen Lippen schloß jemals ihren Tag — sie war allein geblieben, auch in dem neuen Hause, dem neuen Heim, allein, wie sie es durch die freuden-

losen Jahre ihrer beraubten Kindheit, ihrer öden Jugend stets gewesen.

* * *

Die zehnte Morgenstunde hatte bereits geschlagen als beide Gatten sich im Frühstückszimmer wiedersahen. Der Baron war erst gegen drei Uhr nach Hause gekommen, doch da seine Zimmer in einem, dem ihren entgegengesetzten Flügel der Wohnung lagen, war Irma durch seine späte Heimkehr nicht gestört worden. Die Lebensweise ihres Gatten befremdete sie auch nicht mehr; sie hörte das gleiche von andern Ehemännern auch und Joachim hatte ausdrücklich ihr schon in den ersten Monaten ihrer Verheiratung erklärt, daß er seine Freunde nicht aufzugeben geneigt sei.

Sie begrüßte ihn daher auch heute mit dem ruhigen Lächeln, das ihr eigen und auf das er stolz war. Wie viele seiner Freunde wußten von ärgerlichen Auftritten, leidenschaftlichen Predigten zu erzählen, welche ihren von den Gattinnen verpönten Nachtschwärmereien galten; in seinem Hause kam dergleichen nicht vor; er hatte wohl daran gethan, sich diese Frau

von so kindlicher Vertrauensseligkeit zu wählen, welche seiner Führung sich unbedingt unterworfen.

Ruhig und unbefangen klang auch ihre Frage, ob er den gestrigen Abend angenehm verlebt habe.

„Sehr angenehm," antwortete er leichthin, „außer Erlenstein kamen noch einige gute Bekannte zu Alberich; wir saßen bis nach Mitternacht zusammen."

Es gehört zu dem Ehrenkodex eines echten Kavaliers, keinem Manne eine Lüge zu sagen, doch jenes nämliche Gesetzbuch erwähnt nicht, ob es schmachvoll sei, eine Frau zu hintergehen, ob nicht.

Joachim war in den Grundsätzen aufgewachsen, daß dies letztere erlaubt sei, besonders, wenn es sich um die eigene Frau handelte, und Irma glaubte ihm ja stets auf das erste Wort. Er hatte es nicht einmal nötig, künstliche Vorwände zu ersinnen.

Sie schien auch bei diesem Anlasse nicht den mindesten Zweifel in seine Mitteilung zu setzen; ihre feinen, schlanken Finger beschäftigten sich mit einer kleinen Handarbeit, während sie sagte: „Graf Erlenstein gehört, seltsam genug, zu den wenigen Deiner Freunde, die ich noch nicht kenne. Wie geht es zu, daß er uns keinen Besuch macht?"

„Er kommt, sobald er kann, vielleicht schon heute,"

antwortete der Baron, „da wir fast jeden Winter in einer andern großen Stadt verlebten, und er den Prinzen Heinrich auf mehrjährigen Reisen begleitete, traf seine Anwesenheit nie mit der unsern hier am Orte zusammen."

„Ist er ein Erlenstein auf Wüsterfelde?" fuhr Irma fort. „Ich glaube, einen Namensvetter von ihm im Hause des Onkels gesehen zu haben."

„Er ist mit jenem verwandt, doch sind die Wüsterfelder die besitzende Linie, während er leider ein Stiefsohn der goldenen Glücksgöttin geblieben. Weißt Du unter Deinen Jugendbekannten eine reiche Partie für ihn, würdest Du ihm einen sehr erheblichen Dienst leisten."

Irma blickte überrascht auf. „Du scherzest, Joachim," sagte sie gelassen, „ich kann unmöglich annehmen, daß Du Deinen Freund auf solche Weise verheiraten wolltest."

„Weshalb denn nicht?" lachte Joachim. „Ich glaube, daß Erlenstein in diesem Augenblicke nichts erwünschter wäre, als eine derartige Aussicht, seine Gläubiger los zu werden."

„Hat er Schulden?"

„Du fragst! Die haben alle jungen Männer

seiner Stellung, wenn ihnen kein Vermögen zur Verfügung steht."

„So sollten sie ihre Lebensweise ihren Einkünften gemäß regeln, um sich derartige Sorgen zu ersparen," bemerkte Irma.

„Kind, das verstehst Du nicht," sagte der Baron ärgerlich. „Es legt ein bestimmter Rang dem Manne stets große Verpflichtungen auf, denen er nachkommen muß, um vor der Welt mit Ehren zu bestehen."

„Doch sehe ich nicht ein, daß eine stets anwachsende Schuldenlast ihm dies letztere erleichtern solle."

„Das ist die hausbäckene Weisheit, die Du von Deinem Oheim Spalding lerntest."

„Mein Onkel lehrte mich, daß es nicht ehrenhaft sei, Verpflichtungen bis zu einer Höhe sich ansammeln zu lassen, daß man ihnen nicht mehr nachkommen könne, weil man dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch andere schädige."

„Ein reicher Mann kann das von seiner Geldkiste aus sehr wohl der Welt verkündigen," sprach der Baron, „der Kampf mit dem Leben wird nicht jedem in gleicher Weise erleichtert. Übrigens hast Du über meine Freunde nicht den Stab zu brechen."

„Das thue ich auch nicht," entgegnete Irma

ohne Empfindlichkeit, „ich würde eher Deinen Freund beklagen, wenn es so mit ihm steht."

„Nun, so hilf unter Deinen reichen Freundinnen die reichste suchen, die als Frau für ihn geeignet wäre," meinte der Baron, sich besänftigend, „ich sehe wirklich kein anderes Mittel für ihn, sich zu arrangieren."

Wieder flog ein erstaunter Blick aus ihren großen Augen zu ihm hinüber.

„Ich habe mit der Vermittelung einer Heirat mich noch nie beschäftigt," sagte Irma, „und ich kann mir nicht denken, daß ein Bündnis glücklich ausfalle, das auf solche Weise geschlossen wird."

Joachim zuckte die Achseln; er murmelte etwas zwischen den Zähnen von backfischartigen Anschauungen.

„Was meinst Du denn, das die meisten Ehen zu stande bringt?" warf er hin.

„Nun, doch wohl gegenseitige Liebe," antwortete Irma mit dem Tone der Überzeugung.

Diesmal konnte ihr der spöttisch geringschätzige Ausdruck nicht entgehen, der ihres Gatten Züge überflog.

„Dein Freund, von dem Du stets mit Schätzung sprichst, würde keinesfalls von einem Vorschlage hören wollen, der seine Heirat zu einer geschäftlichen Ab=

machung herabsetzte," fuhr Irma fort, welche eine große Festigkeit dort entwickeln konnte, wo es sich um bestimmte Grundsätze ihrerseits handelte. „Es ist doch nicht anzunehmen, daß ihm ein unbekanntes Mädchen sofort gefiele, um sie zu lieben, sich mit ihr zu verheiraten."

„Er würde ohne Zweifel sich in ein Mädchen mit drei Millionen noch leichter verlieben, als in eins mit zweien," entgegnete der Baron ironisch.

„Joachim!" rief Irma verletzt, sie war sich in diesem Augenblicke nicht klar, warum.

Der Baron fühlte, daß er unbesonnen gewesen; er hatte nicht die Absicht gehabt, ihr Mißtrauen gegen die Art und Weise zu wecken, wie ihre eigene Ehe sich geschlossen; doch er war übler Laune nach der durchschwärmten Nacht und in dem unbewußten Gefühle seiner Schuld diesem arglosen, vertrauenden Gemüte gegenüber; seine Worte waren daher ein Ausfluß der Stimmung, die ihn beherrschte. Er empfand, daß er etwas gut zu machen habe, das seine Äußerungen zerstört haben konnten; leise strich er über die weichen Wellen kastanienbraunen Haares, das Irma in einem einfachen Knoten am Kopfe befestigt trug.

„Du kennst die Welt nicht, Kind," sprach er begütigend dabei, „es sieht sich manches häßlicher darin an, als es in Wahrheit ist und manches schöner. Doch bist Du glücklich in Deinem Kinderglauben, den Deine Unerfahrenheit in Dir erstehen ließ, so erhalte ihn Dir, so lange es angeht. Das Leben muß ihn endlich ja auch Dir zerstören."

Es geschah selten, daß er in ähnlich milder, fast väterlicher Weise zu ihr sprach; Irma blickte freudig überrascht zu ihm auf. Der erschreckende Gedanke, der während ihrer vorigen Unterredung über sie gekommen, war schnell, wie er entstanden, vor seinen Worten verweht, sie schmiegte ihr Haupt an den Arm des neben ihr Stehenden.

„Wie Du mir Angst machen kannst, wenn Du wie vorhin sprichst," sagte sie zärtlich und es war, als wollten ihre sanften Augen ihn um Verzeihung bitten. „Nicht wahr, es sind nicht die garstigen Millionen gewesen, weshalb Du mich in Ostende lieben lerntest; Du wußtest ja nicht einmal, wer ich sei."

„Närrchen, wie sollte ich?" Der Baron half sich mit einer Gegenfrage, die das Umgehen der Wahrheit ja stets erleichtert. „Nun, hoffentlich hast

Du den Zufall noch nicht angeklagt, der uns damals zusammenführte."

„O Joachim, ich bin glücklich, überglücklich, so lange Du mich lieb hast, wie damals in jener schönen, unvergessenen Zeit."

Er beugte sich herab, ihre Stirn zu küssen; nein, es war doch eigentlich nicht schwer sie lieb zu haben, dies weiche, zärtliche Geschöpf, das nur den einen Fehler besaß: nicht interessant zu sein.

Kein Fältchen ihres Innern, das er nicht schon genau kannte, nichts Neues an ihr zu entdecken, das seine verwöhnten Ansprüche reizte; so offen und klar, wie die meerestiefen, grauen Augen lag ihre Seele vor ihm, das große, schöne Herz mit seinem unbegrenzten Vertrauen, — und das war es ja eben, was sie langweilig machte.

Drittes Kapitel.

Graf Erlenstein erschien einige Stunden später, der Baronin Wengern seinen Besuch zu machen. Irma empfing ihn mit jener ungekünstelten Herzlichkeit, die sie den Freunden ihres Gatten entgegen zu bringen pflegte und die jeden, noch so leisen Schein der Koketterie ausschloß. Ferdinand von Erlenstein begriff ihr gegenüber plötzlich, was Joachim am gestrigen Tage zu ihm geäußert: eine Frau, wie sie, könne keinem Manne gefährlich werden, wenn er dies auch andern Ursachen zuschrieb, als der Baron sie anerkannte.

So offen, einfach und natürlich, den warmen Herzenston auf den Lippen, die keiner Falschheit fähig erscheinen, wählt sich der Mann die Freundin, deren verständigen Rat er in entscheidenden Angelegenheiten bedarf und deren Opferwilligkeit er jederzeit

gewiß sein kann — nicht die Geliebte, die ihm helfen soll, seine pikanten Erinnerungen um eine neue zu vermehren. Doch wie viele Männer bedürfen der aufrichtigen Freundin, in deren Verkehr der Leidenschaft keine Rechte eingeräumt werden?

Der erfahrene Frauenkenner gestand sich, als er die Treppe des Wengernschen Hauses hinabschritt, daß er seit langer Zeit von keiner Dame einen so tiefen Eindruck erhalten, als von ihr, die ihm Joachim als ebenso bequem wie unbedeutend bezeichnet hatte. Lag es daran, daß sie anders, so ganz anders war, als die Mehrzahl jener, die er bisher gekannt? Er war sich nicht klar, was ihm an Irma fesselnd dünkte.

Ferdinand von Erlenstein wußte nicht, daß stärker, als flüchtiger äußerer Reiz, der Zauber echter Weiblichkeit zu wirken vermag, der in dem sittlichen Werte seiner Eignerin beruht.

Er traf am Abend das Wengernsche Ehepaar in den Salons des russischen Gesandten wieder, der einen größeren Ball gab. Joachim liebte derartige Festlichkeiten, während Irma ungern daran teil nahm. Das Ideal ihres Glückes wäre ein Leben stiller Zurückgezogenheit an der Seite ihres Gatten, umgeben

von bewährten Freunden, gewesen; gern hätte sie alle Zerstreuungen der Welt für das Beseligende einer solchen Einsamkeit vertauscht.

In dem großen Kreise, der um sie versammelt war, fühlte sie sich überdies fremd und wie in ihren Mädchenjahren fehlte ihr auch jetzt noch die Gewandtheit, mit den unbekannten Menschen ein nichtssagendes Geplauder zu führen.

Graf Erlenstein fand, daß sie unvorteilhafter, als am Morgen, aussähe. Das silbergestickte Brokatkleid, welches sie trug, war offenbar zu schwer für ihre schlanke, biegsame Gestalt, den zierlichen Kopf hätte eine frische Blume schmücken müssen, nicht der frauenhafte Putz kostbarer Federn.

Er hatte sie mit einigen verbindlichen Worten begrüßt und war dann enteilt, um seinen übrigen Verpflichtungen nachzukommen. Irma folgte ihm unwillkürlich mit den Blicken, wenn seine elegante Erscheinung hin und wieder in dem Gewühl der Tanzenden auftauchte. Sie hatte Zeit dazu; die stille Baronin Wengern wurde von nicht allzu vielen aufgesucht und sie fühlte sich nicht einmal gekränkt darüber. Graf Erlenstein kam bei Beginn des folgenden Tanzes zu ihr.

„Darf ich die Ehre haben?“ fragte er, sich leicht verbeugend.

„Sie haben Mitleid mit meinem offenbar gelangweilten Gesichte,“ lächelte sie, über seine Aufmerksamkeit erfreut, „und doch muß ich Ihre Güte dankend ablehnen, da ich niemals tanze.“

„Weshalb nicht, gnädige Baronin?“ entgegnete er. „Ist es möglich, daß Sie kein Vergnügen daran finden?“

„Ich überlasse das Tanzen den jungen Mädchen,“ sprach sie einfach, „um ihretwillen wird ein derartiges Fest ja zumeist veranstaltet; wir Frauen sollten vor ihnen gern zurücktreten, da wir doch nicht die Hauptpersonen sind.“

„Frau Baronin denken allzu bescheiden in dieser Hinsicht,“ sprach Graf Erlenstein, „und auch ein wenig grausam für uns Männer, denen der Vorzug dann geraubt wird, mit Ihnen tanzen zu dürfen.“

Er mußte es bemerken, daß die Schmeichelei ihr übertrieben erschien; die Regungen ihrer Seele spiegelten sich fast unmittelbar auf ihrem Antlitz wieder.

„Gnädige Frau finden vielleicht überhaupt kein Vergnügen an größeren Gesellschaften?“ fügte er rasch hinzu.

„Eigentlich nein," gestand sie aufrichtig, „aber mein Mann wünscht, daß ich sie mit ihm besuche, und so bemühe ich mich, Gefallen daran zu haben."

„Ein offenes Bekenntnis," lächelte Ferdinand von Erlenstein.

„O, Sie werden mich Joachim nicht verraten," sagte sie jetzt gleichfalls heiter, „es giebt ja so vieles im Leben, was wir nicht gern thun, uns jedoch aus Pflichtgefühl dazu überwinden."

Die Anwendung dieses Bestrebens auf eine Ballfestlichkeit, die im allgemeinen zur Freude anderer in Scene gesetzt wird, war ihm neu. Er wollte etwas erwidern; ein Kamerad, der der Baronin vorgestellt zu werden wünschte, hinderte ihn daran, er verabschiedete sich, um einige andere Damen aufzusuchen.

Irma sah ihn kurze Zeit darauf mit einem jungen Mädchen tanzen, dessen sympathische Schönheit ihr schon einmal an diesem Abend aufgefallen war. Es konnte ihr nicht entgehen, daß beide eifriger mit einander sprachen, als die übrigen Paare, und Erlenstein sah so stolz und glücklich in das zu ihm emporgewendete, strahlende Angesicht. Durch den Geist Irmas flog die Erinnerung an das, was ihr Gatte ihr über die mißlichen Verhältnisse des Freundes ge-

sagt; — sollte er mit seinem Herzen hier gefesselt sein, während eine unbarmherzige Notwendigkeit ihn zwang, seine Hand einer ungeliebten Frau zu verkaufen?

In das Wohlwollen, das die Baronin für ihn empfand, begann sich ein leises Bedauern zu mischen; um wie vieles besser hatte das Geschick es für ihren Gatten gefügt, es ihm vergönnt, aus freier Neigung zu wählen, während sie mit ihrer Liebe zugleich ihm ihren Reichtum bieten durfte.

Dort drüben erschien soeben die hohe Gestalt ihres Gemahls; würde er zu ihr kommen, einige Worte an sie zu richten? Er wußte, daß ihr dies wohlthuend sei, daß sie sich weniger gedrückt durch das Empfinden ihres Alleinstehens fühle, wenn seine Augen zuweilen ermutigend auf ihr ruhten.

Nein, er kam nicht zu ihr, er beachtete sie nicht einmal; er führte an seinem Arme eine dunkeläugige, üppige Frau, in der man die Ausländerin vermuten mußte und trat mit ihr in die Reihen.

Joachim pflegte sonst nicht zu tanzen; seltsam, daß er heute eine Ausnahme machte. Irma betrachtete seine Dame genauer; sie war über die erste Jugend hinaus, doch von äußerst lebhaften Zügen und jenem

wechselnden Mienenspiele, das auch einem verblühten Antlitz hohen Reiz verleihen kann. Ihre Bewegungen, bald von lässiger Grazie, bald von südländischer Leidenschaftlichkeit, hatten bei aller scheinbaren Ungezwungenheit etwas Studiertes, als sei jede einzige derselben sorgsam vor dem Spiegel eingeübt worden. Die Baronin konnte nicht umhin, ihr Benehmen freier zu finden, als es ihrer Erfahrung nach in der guten Gesellschaft üblich war; ob nur Joachim wirklich Gefallen an dieser Frau fand?

Er lachte und scherzte in sichtlich bester Laune mit ihr; jetzt erteilte sie ihm schmollend einen Schlag mit dem Fächer und er — er nahm das Strafwerkzeug und führte es mit reuiger Miene an seine Lippen.

Irma von Wengern war bisher von jeder Regung der Eifersucht frei gewesen; obgleich sie sich ihr Eheleben anders gedacht, als es sich für sie gestaltet hatte, war dennoch ihr Vertrauen zu ihrem Gatten noch niemals erschüttert worden. Ihr stiller, anspruchsloser Sinn war leicht geneigt, jeden Fehler, statt in den andern, in sich selbst zu suchen; Joachim bedurfte der Anregung, des prickelnden Reizes geistreicher Konversation; so mußte sie sich darein finden, daß Fremde ihm gewährten, was sie nicht vermochte und

sie hatte sich oftmals gefreut, ihren Gatten heiter und befriedigt zu sehen.

Sie zürnte sich selbst, daß es heute wie ein ihr unbekanntes Weh in ihr Herz schlich, — leise, langsam, unabweislich, während sie das kokette Gebahren jener Frau dort drüben, das unverhohlene Wohlgefallen ihres Gatten daran beobachtete.

Und er schien ihrer ganz und gar zu vergessen, oder war es ihm gleichgültig, daß sie Zeugin seines Getändels mit der Fremden wurde? Irma blickte sich ratlos um; es schien ihr, als wenn aus den Gruppen der sie umgebenden Damen sich neugierige Augen auf sie richteten, — fragend, forschend oder spöttisch; ein Gefühl unendlicher Bangigkeit ergriff sie; mit quälender Gewißheit empfand sie es, daß sie auch hier unter dieser lächelnden, geputzten Menge allein sei, wie daheim in ihrem einsamen Zimmer, ja, einsamer noch, da sie gezwungen war, die Maske heiterer Lebensfreude aufrecht zu erhalten, die alle um sie her zur Schau trugen, daß für den stillen Kummer ihres Herzens nicht eine Seele hier Verständnis, für ihre schmerzenden Zweifel nicht ein Mund ein besänftigendes Wort finden würde.

Die Musik, die soeben schwieg, schien mit einer

grellen Dissonanz zu enden, die Lichter flimmerten so blendend um sie her, das Geräusch der Stimmen erhob sich zu einem dumpfen Gewirr, — da plötzlich stand Ferdinand von Erlenstein vor ihr.

„Frau Baronin scheinen nicht wohl zu sein; darf ich Ihren Herrn Gemahl rufen?“

Irma schlug die Augen zu ihm empor; die ruhigen Worte brachten sie wieder zu sich.

„Ich sehe meinen Mann nicht,“ antwortete sie, sich fassend, „ja, es wäre mir angenehm, könnte ich den heißen Saal ein wenig verlassen.“

Er hatte ihren Arm bereits in den seinen gelegt. „Joachim begegnete ich vor wenigen Minuten, als er die Marchesa da Costa in das Spielzimmer führte,“ sprach er, „wollen gnädige Frau mit mir fürlieb nehmen? Ich benachrichtige ihn sofort.“

Sie erreichte, von ihm geleitet, eines der anstoßenden Gemächer, welches durch seltene Gewächse und hochstämmige Orangenbäume in eine Art Boskett verwandelt war. Von einem der Sessel, die darin standen, erhob sich bei ihrem Eintritte eine hellgekleidete Gestalt, in der Irma die anmutige Tänzerin des Grafen erkannte. Ferdinand wandte sich lebhaft zu ihr.

„Gnädige Comtesse," rief er, „welch ein Glück, Sie hier zu treffen! Nicht wahr, Sie leisten der Baronin Gesellschaft, bis ich wiederkehre? Sie ist von der Hitze angegriffen; ich eile eine Erfrischung herbeizuschaffen. Gnädigste Frau, Comtesse Alice Felsegg bittet darum, Ihnen vorgestellt zu werden."

Irma suchte ihre Kräfte so weit zu sammeln, um einige freundliche Worte an sie zu richten; das schöne Mädchen ergriff ihre Hand.

„Sprechen Sie nicht, Frau Baronin, wenn es Sie ermüdet," sagte sie voll Herzlichkeit, „lassen Sie mich bei Ihnen bleiben, bis Sie sich erholt; Graf Erlenstein weiß, daß ich es gern thue."

Trotz ihres Unwohlseins konnte Irma bemerken, daß aus seinen Augen abermals ein sonniger Blick zu der jungen Gräfin flog; er erwiderte jedoch nichts, sondern wandte sich mit der Frage an die Baronin, ob er ihr eine Schale Eis bringen dürfe.

„Nur ein Glas Wasser, wenn ich Sie wirklich damit bemühen darf," entgegnete sie; er eilte davon.

Alice Felsegg hatte ihren Sessel neben den der Baronin geschoben, die sich allmählich wieder zu erholen begann; fast war es Irma, als ob es sie beruhige, in die reinen edlen Züge des jungen Mädchens

vor ihr zu schauen, deren tiefblaue Augen teilnehmend die ihren suchten.

„Ist Ihnen etwas besser?“ fragte Alice nach einer Pause.

„Viel besser,“ entgegnete Irma mit einem Versuch zu lächeln.

Graf Erlenstein kehrte mit dem gewünschten Glase Wasser zurück.

„Ihr Herr Gemahl kommt sogleich, gnädige Frau,“ berichtete er, „die Marchesa hat jedoch ein eigentümliches Talent ihre Gespräche derart auszudehnen, daß kein Entrinnen möglich ist.“

Noch immer die Marchesa! Das Glas zitterte leicht in ihrer Hand, als sie es auf den Bambustisch neben ihr setzte; er schrieb es ihrer Angegriffenheit zu.

„Baron Weltheim sah ich vorhin nach Ihnen umherirren, Comtesse,“ fuhr der Graf zu Alice gewendet fort, „er behauptet den Vorzug des nächsten Tanzes mit Ihnen zu haben.“

„Die Pause ist noch nicht beendet,“ lachte sie fröhlich, „der arme Baron wird sich noch eine Weile gedulden müssen. Oder wäre es nicht besser, ihm

zu sagen, daß mein Samariterwerk bei der Baronin noch nicht vorüber, ich daher auf den Tanz Verzicht leisten müßte?"

„Ich überbringe ihm mit Freuden diese Unglücksbotschaft, wenn die Damen mir gestatten, an dem erwähnten guten Werke mich zu beteiligen," entgegnete Ferdinand in gleichem Tone.

Die Comtesse verbarg ihr Erröten hinter ihrem Fächer; Irma blickte freundlich von dem jungen Mädchen zu ihrem Ritter.

„Der arme Baron Weltheim," sprach sie, „wird gewiß untröstlich sein, eine so liebenswürdige Tänzerin einzubüßen, doch wird er die Aufopferung besitzen, zu Gunsten einer ängstlichen, verwöhnten Frau zu verzichten, welche die erwünschte Gesellschaft der Comtesse nicht entbehren möchte."

„Und ich, Frau Baronin?" fragte Ferdinand bedeutsam. „Werde ich dagegen zum Lose der Verbannten verurteilt?"

„Noch weniger, Graf," erwiderte Irma scherzend, „denn Ihrem Schutze vertraute ich mich ja an, bis mein Mann käme."

Ferdinand führte ihre Hand an seine Lippen. „Baronin sind die Gnade selbst," sagte er, „und wir

ein paar sehr böse Egoisten, die davon Gebrauch zu machen wissen."

Wie nur Joachim von seiner Gattin stets mit einer gewissen Geringschätzung zu sprechen vermochte, sie beschränkt, langweilig, selbst einfältig nennen konnte. Erlenstein fühlte seine Sympathie, sein Interesse für sie mit jeder Minute wachsen, oder war es nur der Enthusiasmus seiner Dankbarkeit, der ihr seine Verehrung, seine Ergebenheit gewann? Er wußte, daß er ihr jetzt die glücklichste halbe Stunde des ganzen Balles schuldete, — eine halbe Stunde ungestörten Gespräches mit Alice Felsegg unter den gütigen Augen, die so schnell das Geheimnis ihrer Herzen erraten hatten.

Die Eltern der Comtesse sahen seine Annäherung nicht gern; ein vermögensloser Offizier und ein verwöhntes Mädchen, eine wenig wünschenswerte Partie! Er wußte es und hatte es bisher vermieden, sich Alice offen zu erklären, doch er mußte es gewahren, daß sie seine Gesellschaft jeder anderen vorzuziehen geneigt sei, und daß sie durch tausend kleine Beweise ihres Zartsinnes ihm die Ablehnung der Ihrigen weniger fühlbar zu machen suchte. In der ihm

gestern noch völlig fremden Frau seines Freundes war ihm ungeahnt eine Verbündete geworden; kein Wunder, daß er all seine Liebenswürdigkeit aufbot, das Wohlwollen zu befestigen, welches sie ihm zu schenken schien.

Irma gewährte es stets Genugthuung, anderen Freundliches erweisen zu können; Sonnenschein um sich zu breiten war ihr ein Lebensbedürfnis, das sie im eigenen Hause — sie fühlte es — nur in Unvollkommenheit erreichte. Hier mußte sie es ja deutlich erkennen, welch einen Liebesdienst sie dem jungen Paare leistete und die Befriedigung darüber machte sie heiterer, unbefangener, als sie es an dem ganzen Abende gewesen.

Alice und Ferdinand fanden, daß es sich mit der Baronin allerliebst plaudern ließe; wie taktvoll ging sie auf die Scherze ein, die zwischen beiden hin und wieder flogen, ihr tieferes Gefühl zu verhüllen, wie ungekünstelt war die offene Teilnahme, die sie ihnen entgegenbrachte.

Der unglückliche Weltheim konnte immerhin die festlichen Räume des Palais durchirren, nach seiner entschwundenen Tänzerin zu suchen; die Orangenhecke entzog ihm den Anblick dreier Flüchtlinge des Ball-

saales, die den lauschigen Platz um keine Welt mit einem anderen hätten vertauschen mögen.

Erst gegen Ende des Walzers fiel es dem treulos im Stiche gelassenen Tänzer ein, das Blumenzimmer zu betreten, gleichzeitig mit ihm erschien der Gatte Irmas auf der Schwelle desselben.

„Mir ward gesagt, Du seiest unwohl geworden," redete Joachim seine Frau an, die bei seinem Eindringen ihren Platz verlassen hatte, während Baron Weltheim mit der Miene eines Tiefgekränkten sich der Comtesse näherte.

„Gnädige Gräfin versprachen mir diesen Tanz, ich suchte Sie vergebens," sagte er vorwurfsvoll.

„Baronin Wengern bedurfte meiner," entgegnete Alice, nun doch etwas verwirrt, „wir fürchteten, sie würde ohnmächtig werden."

Die zartgeröteten Wangen, die glänzenden Augen Irmas waren geeignet, der Angabe völlig zu widersprechen.

„Der Beistand Graf Erlensteins wird Comtesse geholfen haben, einen größeren Unfall der gnädigen Frau zu verhüten," bemerkte Baron Weltheim spitz.

Auch Joachim mochte bei dem Anblicke seiner Gattin dem Vorwande keinen Glauben schenken.

„Du scheinst Dich wunderbar rasch erholt zu haben," sprach er, „und hättest nicht nötig gehabt, mich mit einer derartigen Botschaft zu allarmieren."

Ferdinand von Erlenstein zog die Stirn zusammen.

„Es wird Dir hoffentlich meine Versicherung genügen, Joachim," sagte er scharf, „daß es sich verhielt, wie ich Dir mitteilte, als ich Dich in Deiner Unterhaltung mit der Costa stören mußte. In der langen Zeit, die Du Dir gelassen, um nach Deiner Frau Gemahlin zu sehen, konnte sie sehr wohl jenen Ohnmachtsanfall überwinden."

Die Anspielung war zu deutlich, als daß Joachim etwas Passendes zu erwidern vermocht hätte; auch Baron Weltheim wagte keinen Zweifel mehr an dem Vernommenen zu äußern. Alice trat zu ihm.

„Verzeihen Sie meine Achtlosigkeit," bat sie, „ich weiß, daß ich Sie zu entschädigen habe und es soll geschehen."

Erlenstein warf einen raschen Blick zu ihr hinüber; der Sonnenglanz aus seinen Zügen war verschwunden; ihm war es nicht verborgen, daß dem Grafen Felsegg Weltheims Bewerbung erwünschter gewesen wäre, als die seine. Finster wandte er sich ab, als das Paar das Zimmer verlassen hatte.

„Wenn es Dir recht ist,“ hörte er die Baronin sagen, „möchte ich nach Hause; ich fühle mich in der That nicht mehr fähig, in den geräuschvollen Saal zurückzukehren.“

„Ich weiß nicht, ob der Wagen schon da sein wird,“ erwiderte Joachim, „und überdies versprach ich verschiedenen Bekannten noch zu bleiben.“

„Du kannst ja in sehr kurzer Zeit wieder hier sein, sobald Du mich begleitet hast,“ entgegnete sie sanft, „es lag nicht in meiner Absicht, Dein Vergnügen kürzen zu wollen.“

„Gestatte mir, Deine Frau Gemahlin heimzugeleiten,“ fiel Ferdinand ein, „unter meinem Schutze wirst Du sie hoffentlich geborgen wissen. Ich will nachsehen, ob der Wagen da ist.“

„Bist Du nicht mehr engagiert?“ fragte der Baron gleichgültig.

„Nein, und ich habe auch keine Lust mehr dazu.“

„Nun, dann nehme ich Dein Anerbieten dankbar an,“ sprach Joachim, sichtlich angenehm berührt, daß er des Ritterdienstes bei seiner Frau überhoben werden sollte; Erlenstein ging hinaus.

„Warst Du schon lange mit den beiden hier

allein?“ forschte Herr von Wengern, sich in einen Sessel werfend.

„Von dem Augenblicke an, als der Graf Dir mitgeteilt, daß ich unwohl geworden,“ antwortete Irma.

„Hätte ich das voraussetzen können, wäre ich früher gekommen,“ bemerkte Joachim. „Gestern noch giebt mir der alte Felsegg einen Wink, Erlenstein anzudeuten, daß er nichts zu hoffen habe, und jetzt finde ich Dich als Schutzpatronin ihres kindischen Liebeshandels.“

„Dies konnte ich unmöglich wissen, Joachim,“ erwiderte Irma bedauernd, „mir wurde es erst während ihrer Unterhaltung klar, daß sie für einander ein tiefes Interesse haben müßten.“

„Nun, so bitte ich Dich, die Sache wenigstens nicht weiter zu protegieren. Erlenstein und die Felsegg, — welch ein Gedanke!“

„Aber weshalb nicht? Aus welchem Grunde sollten zwei so liebenswürdige Menschen auf einander verzichten?“

„Von der Liebenswürdigkeit allein lebt man nicht; Erlenstein braucht eine reiche Frau, dies sagte ich Dir mehrmals schon.“

„Du siehst das Eheglück eines anderen merkwürdig prosaisch an.“

„Und Du, liebes Kind, von dem Standpunkte einer kleinen, schwärmerischen Pensionärin, welche nicht weiß, daß sich das tägliche Dasein aus größeren und kleineren Zahlen zusammensetzt.“

Das Gespräch, welches eine unerquickliche Wendung zu nehmen drohte, wurde durch die Rückkehr des Grafen unterbrochen.

„Der Wagen ist da, gnädigste Frau,“ berichtete er, „darf ich die Ehre haben, Sie hinabzuführen?“

Sie nahm den dargebotenen Arm, der Baron trennte sich bereits an der nächsten Saalthüre von dem Paare; er hatte mit der Marchesa da Costa verabredet, im Spielzimmer sich wieder zu treffen und konnte seine völlig ungefährliche Frau sehr wohl einem anderen überlassen. Dem Freunde fiel das Amt zu, Irma in ihren Pelz zu hüllen, Fächer und Bouquet in seine Obhut zu nehmen und endlich, in dem Wagen angelangt, sorglich eine große, weiche Decke gegen die Winterkälte um sie zu schlagen. Die Baronin nahm all seine Dienste wie etwas Selbstverständliches entgegen; die ungewohnte Situation, statt ihres Gatten einen fremden Mann an ihrer

Seite zu haben, schien ihr keinen, noch so kleinen Teil ihrer Unbefangenheit zu rauben.

Frauen von sehr reiner Denkungsart sind nicht leicht geneigt, verlegen zu werden, weil sie die Lauterkeit des eigenen Empfindens auch auf andere übertragen.

„Ich habe Ihnen zu danken, Graf," begann Irma, als der Wagen sich in Bewegung setzte, „nicht allein für den ritterlichen Dienst, den Sie mir augenblicklich leisten, sondern auch für die reizende Bekanntschaft, die Sie mir heute abend vermittelten. Ich kenne wenige junge Damen hier, die mir so sympathisch wären, wie Comtesse Alice Felsegg."

Ferdinands Stimme klang etwas bedeckt, als er erwiderte: „Ihr Urteil macht mich glücklich, gnädige Baronin, wenn Sie vielleicht es auch nicht zu ahnen vermögen, warum."

„Selbst wenn man sich nicht Mühe gegeben, meinem Ahnungsvermögen nachzuhelfen, es hätte keines allzu großen Scharfsinnes von meiner Seite bedurft."

Sie schwiegen beide eine Weile.

„Baronin!" sprach Ferdinand endlich halblaut.

„Sie wünschen, Graf?"

„Darf Alice Felsegg Ihnen ihren Besuch machen, und darf ich ihr dies sagen?“

Irma erinnerte sich mit Schrecken des Verbotes ihres Gatten.

„Sie wollen Kriegslist üben,“ rief sie abwehrend, „und einen Ansturm auf mein Frauenherz unternehmen.“

„Ich hoffe nicht zu viel von diesem gütevollen Herzen,“ beharrte er, „ich bin vielmehr überzeugt, daß es für uns ein wenig Teilnahme in sich schließt.“

„Darin täuschen Sie sich nicht.“

„Und weil ich dies empfand vom ersten Augenblicke an, da ich das Glück genoß, von Ihnen gekannt zu sein, so meine ich: ist es zu kühn, auf Ihre Freundschaft für uns zählen zu wollen?“

Abermals entstand eine Pause zwischen ihnen.

„Der Zufall hat mich heute zur Vertrauten Ihres Geheimnisses gemacht,“ sprach Irma nach einigem Nachdenken, „und dürfte ich der Sympathie folgen, die mich besonders für das schöne Mädchen erfüllt, welches Sie mir zuführten, Sie sollten keine treuere Bundesgenossin haben, als mich, denn als meines Mannes Freund sind Sie mir ja kein Fremder mehr. Doch, Graf, ich weiß nicht, ob ich

recht thue, Ihre Wünsche fördern zu helfen, von denen mir vor kaum einer halben Stunde gesagt wurde, daß sie hoffnungslos seien."

„Man hat Sie also bereits unterrichtet, Sie gegen mich einzunehmen gesucht?"

„Nein, nein; nur die Thatsache festgestellt, und ich kann nicht sagen, wie ich dies beklage."

„Und diese Thatsache, nämlich die Unmöglichkeit für mich, als Bewerber der Comtesse aufzutreten, wäre Ihnen genügend, mir das Glück zu verweigern, Alice hier und da, wenn auch nur flüchtig, in Ihrer Gesellschaft zu sehen?"

„Bedürfen Sie meiner dazu? Sie verkehren in den gleichen Kreisen, treffen sich vermutlich oft."

Er nahm ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Verzeihen Sie, Baronin, wenn ich in meiner Selbstsucht allzu offen bin. Ihr Haus, das Haus Joachims, wäre das einzige, welches Alicens Vater vertrauenswürdig erschiene, denn er hat sich mit Wengern zu meinen Ungunsten verbündet. Werden Baronin diesem Bündnisse beitreten?"

„Ich möchte es um alles nicht, Graf, aber darf ich denn dem Willen meines Mannes entgegen handeln?"

Ferdinand Erlenstein gedachte daran, welch einen Mißbrauch Joachim von dem großherzigen Vertrauen, der unbedingten Ergebenheit seiner Gattin mache, die auch ohne sein Wissen zu keiner Übertretung seiner Verbote sich herbeilassen wollte, als er erwiderte: „Auf Felseggs, auf Joachims Seite waltet der berechnende Verstand; wird er den Sieg über das Herz einer edlen Frau gewinnen, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich die Comtesse liebe und nicht gesonnen bin, sie zu lassen, trotz alledem?"

Es war das gewichtigste Argument, welches er anwenden konnte; Irma schwankte; zum ersten Male kam das Gebot ihres Herzens mit der Pflicht gegen ihren Gatten in Widerstreit.

„Sie schenken mir so viel Vertrauen und ich bin gezwungen, Ihnen dafür wehe zu thun," sagte sie zögernd, „man verriet mir, daß Ihre beiderseitigen Verhältnisse nicht günstig seien; — worauf hoffen Sie?"

„Auf alles, was ein Mensch zu hoffen vermag, der jung und thöricht, leichtsinnig und leidenschaftlich ist, auf eine Fügung des Himmels, einen günstigen Zufall, auf die Treue und Ausdauer Alicens, — auf alles, alles, was Sie wollen, was so unendlich trügerisch und dennoch trostreich für den ist, der liebt."

Der Wagen hielt vor dem Wengernschen Hause; Erlenstein sprang heraus und half Irma von der Decke befreien.

„Soll ich Sie zurückfahren lassen?“ fragte sie, als sie an seiner Hand den Tritt herabstieg.

„Nein, ich danke verbindlichst, auch ich gehe nach Hause.“

Er begleitete sie bis zu dem Portale; auf der letzten Stufe, welche in die Vorhalle führte, wandte sie sich um.

„Sagen Sie der Comtesse, daß ich mich ihres Besuches aufrichtig freuen werde,“ sprach sie entschlossen.

„Wie, Sie wollten?“

„Auch einmal einen eigenen Willen haben,“ rief sie fröhlich lachend, „gute Nacht!“

Sie war hinter der hohen Eichenthür verschwunden, bevor er sich von ihr verabschieden konnte; er hüllte sich fester in seinen Mantel, als er zu Fuß den Weg nach seiner Wohnung einschlug.

„Joachim hat eine Perle gefunden,“ murmelte er vor sich hin, „und der Thor will es nicht einmal erkennen.“

Viertes Kapitel.

Alice Felsegg machte von der Erlaubnis, die Baronin zu besuchen, sehr bald Gebrauch; beide Damen fühlten sich zu einander hingezogen und fanden, daß sie Freundinnen werden würden. Erlensteins Name wurde vorläufig nicht zwischen ihnen genannt, doch ein leises Erröten ging über der Comtesse schönes Angesicht, als Irma sie bat, an ihren Empfangsabenden bei ihr zu erscheinen.

„Wenn Sie etwas früher kommen, als meine übrigen Gäste," fügte die Baronin hinzu, „können wir noch ein wenig plaudern und Ihnen wird es erspart, allein in einen größeren Kreis zu treten, da Ihre verehrte Mama die Anstrengungen der geselligen Pflichten so schlecht verträgt."

Die Mutter Alicens war durch ein ernstes Nervenleiden sehr häufig verhindert, ihre Tochter in

die Welt zu begleiten, während Graf Felsegg die sogenannten „Jourfix" als etwas höchst Unbehagliches verabscheute.

Es war am Morgen vor einem solchen Empfange; Irma hatte soeben ihre Toilette zur Ausfahrt beendet, als ihr Gatte in ihr Zimmer trat.

„Ich komme diesmal in einer Geschäftsangelegenheit, Irma," sagte er hastig, „gieb mir Deine Unterschrift, denn ich muß noch heute eine größere Summe bei unserem Bankier erheben."

Die Baronin griff ohne Zögern nach der Feder. Trotz ihrer Einwendungen hatte ihr Oheim die Verwaltung ihres Vermögens nicht ausschließlich in die Hände ihres Gatten gelegt, sondern die Verfügung getroffen, daß größere Summen nur mit ihrer Unterschrift versehen, dem Baron ausgehändigt würden.

Irma hatte ihren Namenszug unter das Blatt gesetzt; die Höhe der Zahl machte sie etwas stutzig; sie blickte zu ihrem Gatten auf.

„Was hast Du vor? Erst vorgestern ließest Du Dir eine größere Zahlung durch Leberecht leisten."

Der Baron kräuselte geringschätzig die Lippe. „Ah, eine ärgerliche Geschichte, eine Unbesonnenheit, wie man es nehmen will. Wir hatten gestern nach

dem Diner bei Rohde ein kleines Spiel arrangiert, leider auch einige Fremderstehende dazugezogen. Einer derselben, ich möchte darauf schwören, spielte falsch; er hat uns geradezu ausgeplündert. Doch dergleichen Verbindlichkeiten müssen binnen vierundzwanzig Stunden ausgeglichen werden; es ist eine Ehrensache, daher meine Eile."

Die Baronin legte die Feder fort und nahm einige Couverts zur Hand, die auf dem Schreibtische sich befanden.

„Wenn Du das Geld erhältst," sprach sie ruhig, „so könntest Du die Rechnungen gleich hier mitbezahlen, die vorhin für Dich eingingen. Ich hätte beinahe vergessen, sie Dir zu geben."

Joachim riß die Couverts ab und warf einen Blick auf die Schriftstücke darin.

„Unverschämtes Volk," murmelte er vor sich hin, „als ob die nicht noch warten könnten."

„Weshalb, Joachim? Es sind die Handwerker, die für Dich gearbeitet haben."

„Nun, aber solche unerhörte Forderungen; hier dieser Büchsenmacher setzt für die Reparaturen meiner Jagdflinten beinahe 200 Mark an, die Schneiderrechnung beläuft sich auf 600."

„Du äußertest kein Wort des Unwillens, daß Du einem Manne 10,000 Mark noch heute übersenden müßtest, von dem Du voraussetzest, daß er Dich betrogen.“

„Spielschulden sind Ehrenschulden, ich sagte es Dir schon,“ antwortete der Baron kurz.

„Ich würde mit größerem Rechte die Verpflichtung anerkennen, dem Handwerker seinen Lohn zu zahlen, der sich sein Geld durch ehrliche Arbeit verdient.“

„Das sind Spaldingsche Ansichten, beschränkt, wie Euer ganzer Gesichtskreis ist. Die Handwerker, die uns zu ihrer Kundschaft rechnen dürfen, können warten, bis es uns paßt, sie zu bezahlen.“

„So gieb mir die Rechnungen zurück und erlaube, daß ich sie berichtige.“

„Du willst mich daran erinnern, daß Du reicher bist, als ich.“

„Das that ich noch nie, denn was mein ist, ist auch Dein. Doch erkenne ich die Forderung des Arbeiters vor der des falschen Spielers unbedingt an.“

„Mein Gott, es war ja nur eine Vermutung, für die uns die Beweise fehlen,“ rief Joachim verdrießlich, „was doch Ihr Frauen immer halsstarrig seid!“

Er hatte kein Wort des Dankes dafür, daß seine Gattin ohne den leisesten Vorwurf die unwürdige Schuld zu bezahlen sich verstanden; es war ihm einzig fatal, daß er ihr sie überhaupt mitteilen mußte. Doch sie kargte ja niemals, wenn er zu irgend einem Zwecke größere Summen ihres Vermögens verlangte; was kam ihr denn heute in den Sinn, den lächerlichen Vergleich zwischen den Forderungen der Handwerker und denjenigen der Cavaliere unter einander zu ziehen?

Ehe er das Gemach verließ, legte er die Rechnungen an ihren vorigen Platz zurück.

„Wenn Du durchaus willst, kannst ja auch Du es abmachen," sagte er kühl.

Irma zeigte sich damit zufrieden; die äußerste Pünktlichkeit in Geschäftssachen war ihr anerzogen worden, eine Eigenschaft, die Joachim pedantisch nannte, die jedoch ihren Ursprung in der Rechtlichkeit ihres Charakters hatte. Menschen, denen der Begriff „Pflicht" etwas Unfaßliches, Niegekanntes ist, werden mit geringer Mühe auch der landläufigen Ehrlichkeit sich entäußern, auf die jeder Einzige so stolz sich beruft, und die doch meist nur in dem Bestreben bestehen dürfte, niemand verschuldet zu sein.

Die Baronin hatte heute eine ganze Reihe von Geschäftsbesuchen zu machen; Einkäufe für das Haus, Bestellungen für ein in kurzem zu gebendes Diner, ein Geschenk für den Oheim, dessen Geburtstag in einigen Tagen war. Sie entsann sich, daß sie unlängst bei ihrem Juwelier einen sehr schönen Silberkrug in getriebener Arbeit gesehen, der dem Senator Freude machen würde, und so gab sie dem Kutscher die Weisung, sie zu dem Goldarbeiter Schöller zu fahren, der die meisten Aufträge für sie ausführte. Herr Schöller empfing die ihm wohlbekannte Baronin mit großer Auszeichnung, stellte alles nur Erdenkliche, was er in seinem reichhaltigen Lager besaß, zu ihrer Wahl, und der Kauf wurde abgeschlossen. Frau von Wengern zog ihr Portefeuille heraus, den Preis zu entrichten.

„Wollen Sie mir die übrigen Kleinigkeiten noch angeben, die ich von meinem letzten Besuche her stehen ließ?“ fügte sie hinzu. „Eine Agraffe, zwei Ringe, verschiedene Reparaturen.“

Der Juwelier schlug sein Buch auf, dienstfertig nachzusehen.

„Ganz recht, gnädige Baronin, einige seltene Münzen noch und ein Armband mit Opalen und Brillanten.“

Irma schaute empor. „Auf das letztere erinnere ich mich nicht,“ sagte sie, „sollte hier nicht ein Irrtum vorliegen?“

Herr Schöller wandte sich unwillig nach seinem Buchhalter um. „Was haben Sie hier eingetragen, Berndt?“ rief er strenge.

Der Gerufene eilte herbei, die Thatsache zu prüfen.

„Pardon, gnädigste Frau,“ sprach er devot, „dies ist die Rechnung des Herrn Baron, wahrscheinlich eine Überraschung für die Frau Baronin; das Armband ist erst vorgestern gekauft worden.“

„Nun, so werde ich nicht so indiskret sein dürfen, meinem Manne vorzugreifen,“ sagte Irma, über das Befremden schon wieder lächelnd, welches ihr der Einkauf des Schmuckstückes verursacht hatte.

Der Buchhalter griff nach einem Etui, das in einer Ecke des Glasschrankes stand.

„Das Armband ist übrigens vorhin zurückgesandt worden, weil das Charnier sich nicht öffnen ließ; die Änderung ist bereits gemacht; vielleicht interessiert es Frau Baronin zu sehen, ob der Herr Gemahl Ihren Geschmack getroffen.“

Er öffnete den Deckel des Kästchens; auf dunklen Sammet war ein goldener Reif gebettet, der durch

eine Schleife aus Opalen und Brillanten verziert war.

„Sehr schön und kostbar,“ sprach Irma, sich zum Gehen wendend, „doch um meinem Manne nicht die Freude zu verderben, bitte ihm nicht zu verraten, Herr Schöller, daß ich das Armband bereits gesehen.“

„Verlassen Frau Baronin sich ganz auf mich,“ beteuerte der Juwelier, „ich bedauere nur, daß durch meinen Irrtum das Geheimnis vorzeitig enthüllt wurde.“

Auf dem Heimwege dachte Irma darüber nach, was ihren Gatten veranlassen könne, ihr jetzt einen Schmuckgegenstand zu schenken. Ihr Hochzeitstag war vorüber, ihr Geburtsfest ebenfalls, und Joachim pflegte außer der Zeit niemals Geschenke zu machen, um so weniger, da seine Gattin eine reichhaltige Sammlung derartiger Sachen besaß. Nun, vielleicht sollte diese Aufmerksamkeit sie für die mancherlei kleinen Vernachlässigungen entschädigen, die er sich ihr gegenüber zu Schulden kommen ließ; sie war zur Versöhnung ja stets geneigt; so wollte sie durch seine Gabe auch ohne Rückhalt sich erfreuen lassen.

Die verschiedenen Vorbereitungen, die sie noch zum heutigen Abend zu machen hatte, drängten das

kleine Erlebnis zurück; immer noch gab es ein Blumenarrangement zu ändern, Albums und Kunstblätter zur Unterhaltung bereit zu legen, den Theetisch prüfend noch einmal zu überfliegen, bis die Klingel ertönte und der erste Gast, Alice Felsegg, erschien.

Irma begrüßte das junge Mädchen mit warmer Herzlichkeit, doch leise Gewissensbisse begannen sich in ihr zu regen, als sehr bald nach der Comtesse Graf Erlenstein eintrat. Joachim warf seiner Frau einen Blick zu, der offene Mißbilligung ausdrückte und schien entschlossen, es dem Freunde unmöglich zu machen, an die im stillen Geliebte ein Wort zu richten.

Er nahm den Platz neben Alice ein und verwickelte sie auf das Angelegentlichste in ein Gespräch, bis andere Gäste kamen, die er ihr schleunigst vorstellte. Erst als er sie von einem großen Kreise jüngerer Herren umringt sah, die sie, wie er hoffte, nicht sogleich wieder freigeben würden, verließ er sie, beruhigt in dem Gefühle, seine Pflicht gethan zu haben.

Ferdinand setzte sich verstimmt in eine Ecke neben die alte, halbtaube Generalin von Wedell, welche die

Eigenschaft besaß, in unaufhörlichem Zuge auf ihre Nachbarn einzusprechen und ihn daher der Mühe einer Antwort überhob. Irma streifte an ihm vorbei.

„Die Damen wünschen etwas Musik; Comtesse Alice wird singen; wollen Sie nicht helfen, die Noten auszusuchen?"

Er war augenblicklich bereit dazu.

„Blicken Sie nicht so finster, Graf," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, als er mit ihr an den Flügel trat. „Was ist Ihnen widerfahren?"

„Bemerken Sie es nicht?" gab er ebenso leise zurück. „Joachim und ich stehen auf geheimem Kriegsfuße miteinander. Versagen Sie mir Ihren Beistand, bin ich in Verzweiflung."

„Ich fürchte, daß mein Mann mit mir schon unzufrieden ist," erwiderte Irma, „es ist wirklich das allererste Mal, daß ich ihm ungehorsam bin."

„O, seien Sie es, gnädige Frau, um der guten Sache willen, der Sie Ihre Gunst schenken."

Alice kam jetzt herbei. „Was befehlen Sie, Frau Baronin, das ich singen soll?" fragte sie liebenswürdig.

Irma lächelte ihr zu. „Ich teilte dem Grafen meine Wünsche mit," antwortete sie scherzend, „er wird Ihnen helfen, die Noten zu finden."

Ferdinand begann sich der willkommenen Arbeit zu unterziehen, mit dem Vorsatze jedoch, sie möglichst lange hinauszuzögern; Irma überließ das junge Paar sich selbst und ging der Marchesa da Costa entgegen, welche als eine der letzten in dem Salon erschien.

Die üppige Gestalt der Italienerin war in ein schwarzes Sammetkleid gehüllt, das einen Teil des weißen Halses und die schöngeformten Arme bis zu den Ellbogen freiließ. Brillantsterne funkelten in ihrem dunklen Haar und waren als Agraffen an dem Ausschnitt ihres Kleides angebracht; Irma mußte sich gestehen, daß sie vortrefflich aussehe, daß ihre ganze Erscheinung ebenso imponierend, als fesselnd sei.

Die Marchesa ließ sich mit der ihr eigenen lässigen Grazie auf ein Tabouret nieder, welches in der Nähe des Kamins stand; der Gesang Alicens hatte soeben begonnen und machte eine Unterhaltung zwischen ihr und der Baronin vorläufig unmöglich; als das Lied beendet war, hob die Marchesa die Lorgnette an die Augen.

„Die Kleine singt nicht übel,“ sagte sie mit stark fremdländischem Accent, „das Feuer fehlt ihr zwar noch, aber das kann man von ihren Jahren nicht verlangen.“

Irma verdroß diese Art der Kritik, welche in einem gewissen gönnerhaften Tone ausgesprochen war.

„Ich kann nicht sagen, daß ich an dem Vortrage der Comtesse etwas auszusetzen hätte,“ entgegnete sie frostig.

„Kann sein, liebe Baronin,“ warf die Marchesa gleichgültig hin, „ich bin eben etwas verwöhnt, denke übrigens, der Anblick, den die Comtesse in diesem Augenblicke bietet, ist hübscher, als ihr Gesang. Welch reizendes Paar, — nur schade, daß sie es nicht in Wirklichkeit werden dürfen!“

Abermals richtete sie ihr Glas auf Alice, die jetzt im Gespräche mit Erlenstein neben dem Flügel stand. Irma fühlte sich durch die wenig taktvolle Musterung und die daran geknüpften Bemerkungen mehr noch, als zuvor, verletzt; wer hatte denn die Fremde bereits über Alice und Ferdinand unterrichtet?

Sie wollte mit einer Entgegnung sich an die Marchesa wenden, welche dem Gespräche ein anderes Thema gab, als ihr Blick auf den Arm fiel, der die Lorgnette emporhielt.

Es war jedoch nicht die Schönheit und Fülle dieses klassischen Armes, die ihr Auge auf sich zog; es war ein Reif, der ihn am Handgelenk umschloß und

den sie heute schon einmal gesehen, — ein goldenes Band, das in der Mitte durch eine Schleife von Opalen und Brillanten verziert war. Die Worte stockten auf ihren Lippen; sie fühlte, daß sie bleich geworden sein müsse unter dem jähen Schrecken, der sie durchzuckte.

Der Marchesa war der Blick nicht entgangen; sie ließ die Hand sinken.

„Frau Baronin scheinen mein Armband zu bewundern,“ sagte sie völlig harmlos, „ja, in der That, es ist ein selten schönes Stück. Ich bin eine Freundin von Juwelen und kann deren nicht genug haben.“

Irma hatte sich etwas gefaßt. „Das Armband ist so schön,“ erwiderte sie, „daß ich Marchesa bitten möchte, mir den Goldarbeiter zu nennen, bei dem es angefertigt wurde. Vielleicht kann er für mich ein ähnliches herstellen.“

„Das kann ich leider nicht angeben, Baronin,“ antwortete die Marchesa trocken, „ich kaufte es nicht, sondern habe es von befreundeter Hand geschenkt erhalten.“

„Doch jedenfalls erst unlängst; die Façon scheint eine durchaus neue; es wird daher ein zweites zu

haben sein," sprach Irma, deren Entschluß sich befestigte, die Wahrheit erfahren zu wollen.

„Erst vor wenigen Tagen," entgegnete die Marchesa, „und wenn Sie darauf bestehen, ein ähnliches zu haben, werde ich den Geber fragen, wo er es gekauft hat."

Der Baron trat zu der Gruppe am Kamine. Irma beobachtete ihn schärfer, als es sonst ihre Art, während er mit der schönen Frau sprach; es kam ihr vor, als ob zwischen beiden ganz eigentümliche Blicke gewechselt würden. Unruhig erhob sie sich, um unter dem Vorwande, ihren Pflichten als Hausfrau genügen zu müssen, sich in das anstoßende Zimmer zu begeben.

Graf Erlenstein näherte sich ihr; sie winkte ihn an den Theetisch, um ihm selbst eine Tasse zu reichen.

„Beantworten Sie mir eine Frage, Graf," sagte sie leise und hastig.

„Sie haben zu befehlen, gnädigste Frau."

„Kennt mein Mann die Marchesa da Costa schon längere Zeit?"

„Daß ich nicht wüßte, Frau Baronin; sie ist überhaupt erst seit einigen Wochen hier."

„Wo stammt sie her?“

Ferdinand zerbröckelte ein Bisquit in seine Theetasse. „Dies ist schwer zu sagen. Nach ihrer Angabe aus einem italienischen Fürstenhause, welches schon unter den Ghibellinen sich ruhmreich ausgezeichnet, während andere Zeugen behaupten, daß ihr Vater ein ehrsamer Gewürzkrämer in der Nähe des Ponte Rialto war.“

„Wie scharf Sie sein können, lieber Graf. Die Stellung ihrer Eltern war eigentlich nicht das, was ich zu wissen wünschte.“

„Sondern, gnädige Frau? Einige andere Blätter aus ihrer jedenfalls interessanten und wechselreichen Vergangenheit aufgerollt zu sehen?“

„Können Sie nicht eine Minute ernst bleiben oder wollen Sie mir ausweichen? Ich möchte wissen, weshalb die Dame allein hier ist, ob sie Witwe oder geschieden?“

„Das letztere, Baronin; ihr Mann war irgend etwas bei der Gesandtschaft, hat ihr jedoch schon vor einer langen Reihe von Jahren die ersehnte Freiheit gegeben, die sie durch Hülfe ihres großen Vermögens sich so angenehm, als möglich zu gestalten weiß.“

„Mir ist sie unsympathisch, aber ich möchte ihr nicht unrecht thun; was halten Sie von ihr, Graf?"

„Mein Urteil, Baronin, könnte Ihnen darin nicht maßgebend sein. Ich betrachte sie als eine Frau der großen Welt, — damit ist alles gesagt."

„Das heißt demnach, daß wir Frauen an unsere Geschlechtsgenossinnen, hinsichtlich ihrer Reine, höhere Anforderungen machen dürfen, wenn wir eine unseresgleichen zum Verkehr erwählen, daß jedoch Sie es nicht für notwendig finden, die nämlichen Ansprüche zu stellen."

Ferdinands Züge drückten Befremden aus. „Es hat Sie etwas betrübt oder verstimmt, gnädige Frau; wollen Sie es mir nicht anvertrauen? Vielleicht finde ich eine Abhülfe dagegen."

Ihr Auge flog hinüber zu dem Platze im andern Salon, wo ihr Gatte noch immer plaudernd neben der Marchesa saß.

„Vielleicht ist es eine Einbildung," sprach sie ablenkend, „ich erschrak vorhin über eine thörichte Kleinigkeit, eine Verwechselung wohl nur, über die ich morgen lachen werde. — Doch sehen Sie, die Gräfin Dohna scheint mich zu suchen; ich muß zu ihr. Wir sprechen später ausführlicher."

Ihre Beherrschung vermochte ihn nicht zu täuschen; der Blick, halb Staunen, halb ängstliche Sorge, mit dem sie ihren Gatten und die Marchesa gemessen, verriet ihm, was ihr Inneres bewegte.

Als Joachim seine Dame endlich verließ, zog er ihn mit sich fort.

„Wenn Du der Costa den Hof machen willst," flüsterte er ihm zu, „so thue es wenigstens nicht so auffällig, um Deine Gemahlin von Deinem unbegreiflichen Geschmacke in Kenntnis zu setzen."

Der Baron zeigte weder Überraschung, noch Unwillen. „Eifersucht wäre mir an Irma neu," entgegnete er, „ich glaubte sie darüber gänzlich erhaben. Übrigens wollte ich bei der Costa nur das Terrain sondieren; sie wäre eine Partie für Dich."

„Dann spare Dir die Mühe doch ja; ich suche kein Glück mit ähnlichem Hautgout."

„Du hast nicht viel Auswahl."

„Eine Costa würde auch bei der engsten Stichwahl ausgeschlossen sein."

„Seit Du Dich in die Felsegg verliebtest, scheinst Du Dich im Zustande moralischen Katzenjammers zu befinden."

„Ich ersuche Dich, ihren Namen nicht in dieser Reihenfolge zu nennen.“

„Und ich mache Dich darauf aufmerksam, daß Excellenz es dringend wünscht, Du mögest Dich zurückziehen.“

Er wandte sich ab, um in das Rauchzimmer zu gehen; Ferdinand von Erlenstein preßte die Zähne in die Unterlippe, dann schritt er entschlossen auf Alice zu. Hatte man die Absicht, sie wirklich zu trennen, wollte er sich die armseligen Minuten wenigstens nicht rauben lassen, die es ihm vergönnt war, in ihrer Nähe zu sein.

Joachim hatte recht; seit er dieses Mädchen kennen, lieben gelernt, erschien ihm seine Vergangenheit unwürdig, seine bisherige Denkungsart leichtfertig und frivol, seine Lebensweise nutzlos, inhaltlos. Was hatte er bisher geleistet, das der Aufgabe des Mannes wert gewesen, das ihn berechtigt hätte, um die Liebe eines reinen, hochstehenden Wesens zu werben, von ihr Achtung, Zuneigung, ihr ganzes Sein zu verlangen? Er hatte seine Tage mit den Beschäftigungen ausgefüllt, wie es die andern thaten, die er seine Freunde und Gefährten nannte, — einige Stunden nicht allzu anstrengenden Dienstes,

Spiel, Sport und jene Art geräuschvoller Lustigkeit, welche seinesgleichen „Vergnügen" bezeichneten und von denen die Mehrzahl am andern Morgen nur mit einem dumpfen Kopfe und der Erinnerung an vergeudete Nächte erwachte.

So hatte er gelebt, so lebten viele, und wenn ein Teil der Jugend, der Gesundheit, des Vermögens geopfert war, so entsannen sich einige, daß es jetzt an der Zeit sei „sich zu rangieren", wie sie sich ausdrückten, und man mühte sich, eine passende Partie zu entdecken, ein Mädchen, natürlich aus guter Familie, mit ausreichender Mitgift und von tadellosem Rufe, um in der Gesellschaft mit ihr eine Stellung einnehmen zu können.

Was man der Erwählten dann in die Ehe zu bringen hatte, nun, er sah es an seinen Freunden, an Joachim von Wengern zumal: eine laue Gleichgültigkeit, etwas vorgeschriebene Achtung und den Vorsatz, sich in seinen Junggesellenneigungen weder hindern, noch beirren zu lassen. Fand sich die Gattin damit ab, gut, so lebte man friedlich mit oder neben einander; gelang ihr dieses nicht, pflegte man sich zu trennen, wenigstens innerlich, wenn man den Eklat der Scheidung vermeiden wollte, und ein jedes

ging für sich seine Wege der Zerstreuung, des Vergnügens.

Ferdinand von Erlenstein hatte dieses Zukunftsbild sich in vergangenen Jahren oft und oft entworfen und er hatte nichts Außerordentliches darin gefunden, daß es ihm ergehen sollte, wie den andern; erst seit kurzer Zeit war es über ihn gekommen, daß es etwas Höheres, Besseres noch an Glück geben müsse, als bei seinen Freunden zu beobachten die Gelegenheit sich bot, daß es schöner sei, noch ein ganzes, volles Herz dahingeben zu können, um ein anderes dafür zu empfangen, dessen Besitz sein Leben reich und herrlich machen müsse, daß es eine Liebe gäbe, deren Allmacht von der Seele alle Schlacken der Vergangenheit zu lösen fähig sei, bis sie endlich wieder jener gleich geworden, die sie vor dieser stürmisch irren Zeit gewesen, — lauter, gläubig, voll Vertrauen, voller Hoffnung, thöricht goldner Träume voll, — wie einst, — wie einst, da die Welt ihr gut, der Himmel nahe däuchte.

Fünftes Kapitel.

Die letzten der Besucher hatten den Salon verlassen; Baron Wengern war in sein Zimmer zurückgekehrt, um in Ruhe noch eine Cigarre zu rauchen, ehe er ausging, als seine Gattin die Thür öffnete.

„Darf ich herein?"

„Welche Frage?"

Es war eine Seltenheit, daß sie ihn aufsuchte, Joachim vermutete eine besondere Veranlassung, die ihm zur Gewißheit wurde, als er den ernsten Ausdruck gewahrte, der auf ihren Zügen lag.

„Ich möchte eine Frage an Dich richten, Joachim," begann Irma ohne Umschweife, als sie ihm gegenüber stand.

„Nun und welche?" warf er gleichgültig hin, wie er immer zu ihr zu sprechen pflegte. „Willst Du ein Begräbnis mitmachen und dazu meine Erlaubnis einholen? Feierlich genug siehst Du aus."

„Ganz und garnicht. Ich möchte einzig wissen, was Dich veranlassen kann, einer Dir halbfremden Frau, wie es die Marchesa da Costa Dir doch noch sein muß, Geschenke gleich jenem Armband zu machen, welches sie heute trug.“

Der Baron legte die Cigarre fort; er verbarg seine Betroffenheit unter der unbefangenen Gegenäußerung: „Woraus entnimmst Du, daß ich ihr ein Armband schenkte?“

„Ich machte vormittags bei Schöller eine Bestellung und sah das Armband dort; es wurde mir gesagt, daß Du es kauftest.“

„Der geschwätzige Narr,“ dachte Joachim, „das kommt davon, wenn man bei dem Lieferanten seiner Frau etwas nimmt.“

Laut fügte er hinzu: „Da Du es doch einmal erfahren hast, sehe ich nicht ein, weshalb ich es leugnen sollte. Ich verlor eine Wette an sie; dies war die Auslösung.“

Er hatte in seiner Ehe bisher die Erfahrung gemacht, daß eine dreiste Stirn am besten über alle aufsteigenden Verdachtmomente hinweghülfe und hoffte auch heute damit eine unangenehme Erörterung abzuwenden.

„Es setzt mich in Erstaunen," bemerkte Irma, „daß eine Dame der guten Gesellschaft, zu welcher sie sich ja wohl zählt, Geschenke von diesem Werte von dem Gatten einer anderen annimmt, und daß sie sich nicht scheut, sie unter den Augen derselben zu tragen."

Der Baron summte eine Melodie vor sich hin; Irma ahnte nicht, wie viele Tausende ihres Vermögens alljährlich zu Geschenken verausgabt wurden, welche nicht ihr galten.

„Du hast darin, wie häufig, sehr enge Ansichten," sprach er, „lerne doch endlich Deinen Gesichtskreis für die Welt, in der Du lebst, erweitern, und nicht alles unpassend finden, was oft nur Hergebrachtes ist."

„In jeder Welt, auch in der weitesten, würde man das Benehmen dieser fremden Frau Dir gegenüber unpassend finden, wie ich es heute, wie ich es auf dem Balle bei dem Gesandten sah."

„Es ist eine thörichte Eifersucht, die aus Dir spricht; sei verständig. Du sollst ein Armband, gleich dem ihren erhalten. Ich hätte sofort daran denken sollen."

Irmas Augen blitzten. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß Du meine Indignation in Wahrheit von dieser Seite auffassest oder mir zutrauest, es könne eine Frau, wie die Marchesa, meine Eifersucht erwecken, eine Frau, von der selbst Deine Freunde mit Geringschätzung sprechen."

„Ich höre Erlensteins Urteil, der jetzt moralische Anwandlungen hat, aus Deinen Worten," sagte der Baron spöttisch. „Hast Du Dich bei ihm beklagt? Ich könnte ebensowohl Dein Freundschaftsbündnis mit ihm bemängeln, wie Du meine Aufmerksamkeiten für eine interessante und liebenswürdige Ausländerin."

„Es lag mir ferne, mich über irgend etwas beklagen zu wollen," entgegnete Irma ruhig, „daß ich den Grafen um seine Meinung in betreff jener mir unsympathischen Persönlichkeit befragte, habe ich keinen Grund zu verschweigen."

„Ihr Frauen könnt es nie vertragen, wenn eine Eures Geschlechtes den Männern mehr gefällt."

„Ich verzichte darauf, irgend einem Manne zu gefallen, wenn ich die Eigenschaften der Marchesa dazu gebrauchte."

Der Baron zündete seine Cigarre wieder an und nahm ein Zeitungsblatt zur Hand.

„Da Du mir nun Dein Mißfallen über die Dame zur Genüge ausgesprochen, könnten wir die Unterredung enden,“ bemerkte er, „Du wirst Dich hoffentlich an ihre Art gewöhnen lernen.“

„Das bezweifle ich, da ich sie in meinem Hause nicht mehr empfangen werde,“ erklärte Irma fest.

„Und aus welchem Grunde nicht, wenn ich fragen darf?“

„Um sie der Verlegenheit zu überheben, die von Dir geschenkten Schmuckstücke in meiner Gegenwart tragen zu müssen.“

„Mein Gott, es war das erste, was ich ihr schenkte,“ rief der Baron.

„Und es wird, wenn Du mich achtest, das einzige bleiben müssen,“ sprach Irma, das Zimmer verlassend.

Ihr Gatte blickte ihr sichtlich mißgestimmt nach; er empfand keine Reue über das Geschehene; es war ihm nur unlieb, daß seine Frau zum ersten Male in ihrer Ehe auf dem Wege war, eine Untreue seinerseits zu entdecken. In der That, er hatte grenzenlos unvorsichtig gehandelt; daß er auch gerade zu Schöller gehen mußte! Aber freilich, die schöne Giuditta hatte ihm so oft versichert, daß Opale ihre Lieblingssteine

seien, und das Armband in dem Schaufenster des Juweliers hatte ihr so gut gefallen.

Bisher waren alle seine kleinen Abenteuer so außerordentlich günstig verlaufen; Irma schien plötzlich Verdacht geschöpft zu haben, ihr Vertrauen zu ihm war erschüttert. Er sah ein, daß er sich fortan etwas mehr in acht zu nehmen habe; es war unbequem, eine eifersüchtige Frau zu besitzen, dies wußte er von seinen Freunden, und er war nicht gewillt, seine häusliche Behaglichkeit den Grillen Irmas zu opfern.

Mit diesem Vorsatze sich über die stattgehabte Scene beruhigend, vertiefte er sich in seine Zeitung, um die Verhandlungen im Reichstage nachzulesen.

Weniger leicht, als er, kam jedoch Irma über das Erlebnis hinweg, das erste, welches sie zu ernsterem Nachdenken über den Wert des Mannes veranlaßte, dessen Gattin sie geworden. Sollte sie sich wirklich getäuscht haben, — war das, was sie seine Zuneigung glaubte, bereits erloschen? Während sie mit ganzer Seele noch an ihm hing, fand er Gefallen an dem Verkehr mit einer koketten Frau, und seine Beziehungen zu derselben wurden so vertraute, um ihr ein Geschenk von dem Werte jenes Schmuckstückes zu bieten, das

sie, wie zum Hohne, in dem Hause der vernachlässigten Gattin angelegt.

Viele kleine Züge, früher von ihr nicht beachtet, kamen ihr in das Gedächtnis zurück; sie konnte es sich nicht verhehlen, daß Joachims Wesen ihr gegenüber schon seit langer Zeit eine kühle Ablehnung zeigte, die sie oftmals tief verwundet hatte und die sie stets vor sich selbst damit zu entschuldigen gesucht, es sei wohl in keiner Ehe zu erwarten, daß der Mann der anbetende Liebhaber des Brautstandes bliebe.

In einer kinderlosen Ehe zumal! Sie legte die Hand auf das schmerzlich zuckende Herz. Da war es wieder, das alte Wehe, so oft standhaft zurückgedrängt und doch niemals ganz überwunden, die Lücke, die sie in Haus und Herzen fühlte, und deren Vorhandensein sie niemals bitterer empfunden zu haben meinte. Das Band, das inniger noch, als die gegenseitig erprobte Neigung, die Gatten zu vereinigen fähig war, es fehlte ihrem prunkenden und doch so leeren Heim; — kein Kinderauge hatte sich ihnen aufgeschlagen, mit seinem warmen Liebesblicke auch ein neues Liebesleben in den Herzen der Eltern zu erwecken.

Es war vielleicht begreiflich, daß Joachim die

Stille seines Hauses zuweilen drückend finden mußte; er hatte ihr nie einen Vorwurf gemacht, nie den Wunsch geäußert, ein Kind zu besitzen — war es Zartgefühl von seiner Seite, ihr den Mangel nicht noch fühlbarer werden zu lassen, den sie so oft, so oft, beklagte?

Vielleicht auch war es ihre geheime Trauer darüber, die ihn Zerstreuung bei andern suchen ließ; sie freilich besaß die Fähigkeit ja nicht, ihm jene reizvolle und wechselnde Unterhaltung zu verschaffen, die er bevorzugte. So war es mittelbar abermals ihre Schuld, die ihn von ihr hinwegtrieb.

In diesem Sinne betrachtet, begann ihr das Ereignis des heutigen Tages minder tadelnswert zu erscheinen; es war ja doch nicht möglich, daß Joachim sie, sein liebendes und treues Weib, über der andern vergäße, noch dazu einer Frau, deren Wesen und Vergangenheit hart an die einer Abenteurerin streiften. Sie selbst mußte sich mühen, ihrem Gatten die Heimstätte so anziehend zu machen, um ihn dauernd an dieselbe zu fesseln, sie mußte sich mühen, wieder heiterer und froher zu werden, als sie es in der letzten Zeit gewesen.

Herr von Wengern erstaunte, daß Irma am

andern Morgen mit gewohnter Freundlichkeit ihm entgegentrat, der gestrigen Scene nicht mehr erwähnte und sich sogar gesprächiger zeigte, als sonst. Sie war wirklich eine angenehme Frau; welche Vorwürfe, welche ärgerlichen Auftritte würde jede andere ihm noch lange nachher aus Anlaß jenes Armbandes gemacht haben, das überdies von ihrem Gelde gekauft war. Von solcher Erkenntnis durchdrungen, war auch er zuvorkommender, beinahe herzlich; man fuhr am Vormittage zusammen aus, dinierte in ungetrübter Laune miteinander und als in den Abendstunden Graf Erlenstein gemeldet wurde, schien der kleine Zwist bereits völlig vergessen. Ferdinand überreichte Irma einige Blumen, erkundigte sich nach ihrem Befinden und verplauderte eine Viertelstunde mit ihr, bis Joachim ihn daran erinnerte, daß er in Geschäften mit ihm zu sprechen habe und sich mit ihm hinüber in sein Arbeitszimmer begab.

„Du verdienst es eigentlich nicht, Ferdinand," begann Joachim, „daß ich mich mit Deinen Angelegenheiten befasse, seit Du mir gestern eine so schnöde Antwort gegeben. Doch damit Du siehst, daß ich es immer noch besser mit Dir meine, als alle übrigen, muß ich Dir mitteilen, daß ich eine Partie für Dich

gefunden habe, die auch Deinen verwöhnten Ansprüchen genügen dürfte."

„Du bist zu aufopfernd," antwortete Graf Erlenstein mit einem Lächeln. „Wer ist sie, die Du mir schon wieder zugedacht? Gegen Witwen und geschiedene Frauen habe ich ein Vorurteil."

„Spotte immerhin! Es handelt sich um eine junge Dame aus bester Familie, neunzehn Jahre alt, von angenehmem Äußern, tadellosem Rufe und — last not least — drei Millionen Vermögen."

„Sehr schön und fast zuviel für einen armen, von Schicksalsgunst nicht beglückten Sterblichen," sagte Ferdinand. „Woher hast Du diese höchst schätzenswerte Kunde erhalten?"

„O, ich habe allerlei Beziehungen, doch wird diesmal noch höchste Diskretion gewünscht."

„Die ja in jedem einzigen solcher Fälle Ehrensache ist," spöttelte Graf Erlenstein. „Nun, und was weiter? Was liegt mir jetzt zu thun ob?"

„Man will Dich kennen lernen."

„Das ist begreiflich; ich wundere mich, daß man mich nicht schon kennt."

„Die Erkundigungen, die man über Dich einzog —"

„Mögen nicht sehr befriedigend gelautet haben,“ fiel der junge Offizier ein, „arm, verschuldet, keine Aussichten!“

„Du kannst Dir denken, daß ich alles gethan, um Dich herauszuloben; es kommt jetzt allein auf Dich an. Bist Du entschlossen, die junge Dame zu heiraten, wirst Du ihre Adresse und die Möglichkeit erhalten, Dich ihr zu nähern.“

Ferdinand bewegte sich unruhig auf seinem Sitze hin und her. „Du gehst verteufelt rasch zu Werke,“ rief er unbehaglich.

„Und Du wirst so lange zaudern und bedenken, bis Dir die besten Gelegenheiten entgangen sind.“

„Ich kann mich unmöglich entscheiden, bevor ich das Mädchen gesehen.“

„Das sagst Du nur, um Dich mit guter Manier wieder zurückziehen zu können.“

„Natürlich!“

„Und was meinst Du, würden ihre Angehörigen nachher denken, wenn Du sie in solcher Weise blamiert hast?“

„Was gehen mich ihre Angehörigen an? Ich werde doch kein Mädchen heiraten sollen, das mir absolut mißfällt.“

„Das Gefallen findet sich; ich habe meine Heirat auch nicht aus Leidenschaft geschlossen.“

„Deine Ehe wäre mir wahrhaftig nicht gerade ein nachahmungswertes Beispiel, dem ich mich beeifern würde zu folgen.“

„Was willst Du? Wir leben ausgezeichnet mit einander und zanken uns fast nie. Nur gestern wurde Irma eifersüchtig auf die da Costa.“

„Mit vollem Rechte.“

„Das ist meine Sache. Es handelt sich auch jetzt gar nicht um mich, sondern um Dich. Also willst Du die Adresse haben?“

Ferdinand sprang empor. „Lasse mir Zeit.“

„Ich glaube, Du hast nicht viel mehr davon zu verlieren. Wie hoch ist denn jetzt die Summe Deiner Schulden angewachsen?“

„Weshalb fragst Du das? Es müssen 60 000 Mark sein.“

„Nun, und wer soll die einmal bezahlen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Darum also sei kein Thor und heirate so schnell wie möglich. Mit der Felsegg wird es doch nichts; der Alte stünde auf dem Kopfe, wenn er jene Ziffer hörte.“ —

Graf Erlenstein atmete schwer. „Lieber eine Kugel vor die Stirn, als meine Hand und meinen Namen auf so unwürdige Weise verkaufen.“

„Das sind Sentimentalitäten. Nimm Vernunft an. Sichere Dir das Mädchen, das ich Dir vorschlug, lasse Dir aber die Verfügung über ihr Vermögen nicht aus den Händen winden. Schwiegereltern sind eine unangenehme Zuthat zu der Ehe; am besten ist es schon, wenn man sie kalt genießen darf.“

In dem Eifer des Gespräches hatte keiner von beiden den leichten Schritt vernommen, der sich durch den anstoßenden Saal ihnen näherte und wohl auch durch den Teppich gedämpft worden war.

Jetzt wurde die Portière zurückgeschlagen; Irmas blasses Gesicht zeigte sich zwischen den Falten derselben.

„Joachim, eine Frau ist draußen, die Dich zu sprechen wünscht und sich nicht abweisen läßt.“

Der Baron erhob sich, ohne dem Aussehen seiner Gattin Beachtung zu schenken.

„Eine Bettelei doch wohl,“ sprach er ungeduldig, „nun, ich werde schnell mit ihr fertig werden.“

Erlenstein eilte auf die Baronin zu, sobald er sich mit ihr allein sah.

„Baronin — gnädigste Frau, was ist Ihnen?“ fragte er besorgt. „Sie sehen so bleich, so bestürzt aus.“

„Nichts, Graf,“ wehrte sie ab, „weshalb sprachen Sie auch so laut? Welch häßliche Worte hörte ich soeben aus Joachims Munde, als ich durch den Saal zu Ihnen kam. Ich wußte nicht, daß man so denken, so empfinden könnte.“

Den Grafen berührte es peinlich, daß sie den Schluß der Unterredung, den rohen Scherz gehört haben müsse, den sich der Baron in betreff seiner zukünftigen Schwiegereltern gestattet.

„Denken Sie nicht allzu schroff darüber, teure Baronin,“ bat er, „es war eine ungeziemende, unzarte Bemerkung, ich finde es ja selbst, aber wir Männer unter einander lassen uns zuweilen gehen, ohne etwas Arges dabei im Sinne zu haben. Wie konnte das Wort Ihres Herrn Gemahls Sie so verletzen?“

Er mußte es bemerken, daß in ihren Augen Thränen standen. „Es fiel mir auf das Herz, wie oft ich es betrauert, daß meine Eltern so frühe von mir gingen,“ sagte sie langsam, „wie öde und freudlos meine Kindheit und Jugend dadurch geworden.

Der Gatte, der uns Vater und Mutter, Heimat und Freunde ersetzen soll, betrachtet dies als einen glücklichen Umstand — um des Geldes willen, das wir ihm mitbringen und über das er dann frei verfügen kann."

„Es war nicht so gemeint," versicherte Ferdinand, „ich bin untröstlich, daß Sie diesen unseligen Scherz vernommen und darunter leiden."

Irma strich mit der Hand über die Stirn. „Wenn meine Mutter noch lebte," murmelte sie vor sich hin, „vielleicht hätte ich es von ihr gelernt, den Weg durch das Leben zu finden, der mir zuweilen so schwer geworden ist."

Er wagte nichts zu erwidern; war es ihm doch unmöglich, das große Unrecht zu beschönigen, das sein Freund täglich, stündlich an dieser Frau beging. Die Baronin suchte sich zu beherrschen; ihre noch schimmernden Augen blickten den Grafen fest an.

„Werden Sie den Rat befolgen, den mein Mann Ihnen gab? Jene Lebensanschauung war ja eigentlich für Sie bestimmt."

„Ich bin in einer so unglücklichen Lage, daß mir keine andere Chance bleiben wird."

„Sie ließen mich erraten, daß Sie Comtesse Alice Felsegg liebten; Sie baten um meinen Bei-

stand für diese Liebe; sind Sie so schnell bereit, sie aufzugeben?"

„Ich habe keine Hoffnung, sie zu gewinnen."

„Und wenn sie Ihre Neigung erwiderte, was dann?"

„Auch dann nicht, Baronin, wie ich Ihnen schon einmal andeutete."

Herr von Wengern kehrte zurück; auf seinen Zügen lag eine finstere Wolke.

„Dies unverschämte Pack," rief er zornig, „dem man nie und nimmer genug thun kann."

„Wer war denn bei Dir?" fragte Ferdinand, mehr um Irmas Gedanken von dem vorhin empfangenen Eindrucke abzulenken, als aus Interesse an Joachims Ärger.

„Ach, nichts von Bedeutung," antwortete der Baron kurz, „eine der sogenannten verschämten Armen, die überall um Unterstützung betteln, wie viel man auch schon für sie thut."

„Du hättest sie in unseren Verein schicken sollen," sagte Irma, „von dort aus werden ihre Verhältnisse festgestellt und ihre Würdigkeit in Betracht gezogen. Hast Du Dir Namen und Wohnung angeben lassen?"

„Nicht von nöten; sie wird ein zweites Mal nicht kommen.“

„Nun, dann brauchtest Du Dich ja nicht so aufzuregen,“ meinte Graf Erlenstein, ihn scharf fixierend. Es steckte jedenfalls etwas anderes hinter dem Besuche, als eine gewöhnliche Bettelei.

„Du hast eigentlich recht,“ sagte Herr von Wengern besänftigt, „übrigens, Irma, ehe ich es vergesse, ich muß morgen oder übermorgen auf unser Gut. Der Verwalter schrieb mir heute; ihm erscheint es notwendig, sich mit mir zu besprechen.“

Irma nickte. „Bleibst Du lange aus?“

„Nur einige Tage; willst Du mich begleiten, Ferdinand?“

„Danke, nein, ich bekomme jetzt keinen Urlaub; ein andermal, wenn es Dir gelegen, nehme ich Deine Aufforderung gerne an.“

Sechstes Kapitel.

Der Baron war abgereist; Irma verbrachte die Tage seiner Abwesenheit in gewohnter Weise; sie fuhr vormittags aus, machte nach Tische Besuche, folgte für den Abend den Einladungen, die an sie ergingen und fragte sich, wenn sie ermüdet gegen Mitternacht heimkehrte, was eigentlich, trotz alles Hastens und Eilens, ihr der Tag gebracht.

Zuweilen kam Alice Felsegg zu ihr, die sie gern auf ihren Spazierfahrten mitnahm; Graf Erlenstein vermied es, ihr Haus zu besuchen, so lange ihr Gatte fern war, und so konnte sich ihr Verkehr mit dem jungen Mädchen noch unbefangener, als zuvor gestalten. So sehr sie Ferdinand schätzen lernte, sie mußte erkennen, daß sie allerdings unklug handle, eine Neigung beider zu begünstigen, nachdem auch er ihr eingestanden, wie aussichtslos eine solche bleiben

müsse. Abgesehen von Erlensteins Schuldennot, verfügten auch Alicens Eltern nicht über so reichliche Mittel, um diese Heirat noch dann ermöglichen zu können, wenn Ferdinand, durch die Gläubiger gedrängt, seine Carrière aufgeben mußte.

Irma dachte oft darüber nach, wie beiden zu helfen sei; gern hätte sie einen Teil des eigenen Reichtums geopfert, doch ihr Gatte würde sich nicht dazu verstehen und der Freund es vielleicht nicht einmal annehmen wollen.

Es war am Tage vor der Rückkehr Joachims; Irma kam von einer Schlittenfahrt zurück, die sie in Begleitung Alices unternommen. Die Comtesse war heute ernst und in sich gekehrt gewesen; man hatte Erlenstein getroffen, der einen Ausritt machte, doch das Benehmen der Liebenden gegeneinander war seltsam beklommen und Ferdinand hatte sich nach einigen Minuten wieder verabschiedet. Alice hatte auch die Einladung Irmas abgelehnt, bei ihr den Thee zu nehmen; still und einsilbig war der letzte Teil der Fahrt vergangen. In dem Korridor ihres Hauses kam der Baronin ein Diener entgegen.

„Eine Frau, die schon neulich einmal bei dem gnädigen Herrn vorsprach, war soeben wieder hier,

gnädige Baronin," meldete er, „ich hatte ihr gesagt, sie möge in der Portierloge warten, bis Frau Baronin erklärt, ob sie vorgelassen werden dürfe."

„Eine Arme doch wohl," sagte Irma, ihren Pelz abwerfend, „der Herr Baron sprach davon und ich bedauerte, daß ich ihre Adresse nicht erfahren, um ihr helfen zu können. Führen Sie sie herauf, Jean; sie muß in großer Not sein, um so in uns zu dringen."

Sie begab sich in eines der Zimmer, die ihr zum Empfange von Fremden dienten, die Angemeldete zu erwarten, die gleich darauf erschien.

Den Eindruck der Armut machte die Frau jedoch kaum, die Jean zu ihr eingelassen; ihr Anzug entbehrte sogar einer gewissen Eleganz nicht; nur paßten die einzelnen Stücke nicht recht zu einander, als seien sie aus der Garderobe verschiedener Personen zusammengestellt. Irma überflog dies alles mit einem Blicke; sie hatte es offenbar mit einer jener verschämten Armen zu thun, wie es hier in der Residenz so unzählige gab.

„Mein Diener sagt mir, daß Sie mich dringend zu sprechen wünschen," redete sie die Unbekannte an, „haben Sie eine Bitte an mich oder an unseren

Verein, so reden Sie ohne Scheu. Es ist unsere Pflicht, unser Bestreben, andern zu helfen und beizustehen."

Die Fremde antwortete auf die gütigen Worte der Baronin mit einer stummen Verbeugung und folgte dann einem Winke ihrer Hand, auf einem Sessel ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Frau Baronin sind sehr gnädig," begann sie, „doch ist es nicht eine Bitte um Unterstützung, die mich hierher geführt, es ist vielmehr eine Geschäftsangelegenheit, die ich mit dem Herrn Baron habe."

In Irmas Zügen malte sich einige Überraschung. „Mein Mann ist verreist," sagte sie ablehnender, als zuvor. „Weshalb wenden Sie sich nicht direkt an ihn, weshalb an mich?"

Über das scharfgeschnittene Antlitz der Fremden, das früher schön gewesen sein mochte, glitt ein spöttisches Lächeln.

„Ich war schon mehrmals, zuletzt vor vier, fünf Tagen bei ihm," entgegnete sie, „habe jedoch mit meinem Anliegen keinen Erfolg gehabt."

„Ich erinnere mich, daß mein Mann am Tage vor seiner Abreise davon sprach, einen Besuch empfangen zu haben, bei dem es sich um eine Unter-

stützung handelte, auch daß der Diener aus Versehen Sie mir zuerst gemeldet. Doch konnte ich damals Ihren Namen nicht erfahren."

Wieder lächelte die Besucherin; wie widerwärtig ihr Gesicht doch dadurch wurde!

„Ich kann es mir denken, daß Ihr Herr Gemahl mich nicht genannt haben wird," sagte sie, „der Name Frau Bertha Langmeier dürfte doch vielleicht auch Ihnen, gnädige Frau, einmal bekannt geworden sein."

„Durchaus nicht; ich weiß nicht, in welche Beziehung ich ihn bringen sollte."

„Nun denn, Frau Baronin, ich bin Heiratsvermittlerin; mein Büreau werden jedenfalls viele der Herren kennen, die bei der gnädigen Frau verkehren."

Irma erhob sich, unangenehm berührt.

„Sie können nicht voraussetzen, daß Sie in meinem Hause das entsprechende Feld Ihrer Thätigkeit finden werden," sprach sie kalt, „ich bedaure, daß Sie sich unnütz herbemüht haben."

Frau Langmeier ließ sich nicht im geringsten einschüchtern.

„Ich bitte Frau Baronin, noch einige Minuten Geduld für mich zu behalten," sagte sie sehr ruhig,

„wenn ich auch jetzt nicht mehr in diesem Hause zu verdienen hoffen darf, — ich hege auch nicht die Absicht, zu verlieren, was ich von Ihnen zu fordern habe.“

Irma blickte sie starr an. „Sie müssen sich irren, oder versuchen, mich zu täuschen,“ erklärte sie mit einiger Strenge.

„Ich irre mich nicht, gnädige Frau, denn mir allein verdanken Sie Ihr Glück. Ich war es, die Ihrem Herrn Gemahl die glänzende Partie verschaffte, die er in Ihnen fand; Sie haben beide Ursache, mir dankbar zu sein, da die Sache so gut ausgefallen.“

Sie sprach in kühlem, geschäftsmäßigem Tone, dem man es anhörte, daß sie es gewohnt war, ein Ehebündnis nur von der praktischen Seite aufzufassen; es machte ihr auch keinen Eindruck, daß die Baronin unter ihren Worten totenbleich geworden war, daß aus einem verstörten Gesicht die großen, grauen Augen geisterhaft sie anschauten.

„Mein Mann lernte mich in Ostende kennen,“ sagte sie endlich abgebrochen, „es geschah auf Ihre Vermittlung?“

„Ja, gnädige Frau,“ war die gelassene Antwort,

„der Herr Baron hatte mir schon längst den Auftrag gegeben, ihm eine reiche Partie ausfindig zu machen, und da ich die meisten Verbindungen in dieser Branche habe, gelang es mir, Sie zu entdecken. In meinen Listen sind Damen der höchsten Stände, Millionärinnen und Gräfinnen vertreten," fügte sie selbstbewußt hinzu.

„Und als Sie Ihre Handelsartikel dem Baron zur Wahl vorlegten, welchem Umstande verdankte ich den Vorzug, von ihm für passend erklärt zu werden?" fragte Irma bitter.

„Der Herr Baron war fest entschlossen, Sie zu heiraten, noch ehe er Sie gesehen," entgegnete Frau Langmeier schonungslos.

Die Hand der Baronin krallte sich in die Sammetdecke, welche den Tisch vor ihr schmückte.

„Vermutlich war ich die beste Partie, die Sie auf Lager hatten."

„Es kann sein, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau."

„Sie sind sehr offen. Da Sie jedoch mir jetzt die Art und Weise enthüllt, wie sich jenes Geschäft abgeschlossen, darf ich wohl endlich erfahren, was Sie veranlaßte, mir diese Mitteilung zu machen."

„Ich mußte der gnädigen Frau diese Erklärung geben, um Sie von der Gerechtigkeit meiner Forderung zu überzeugen," sprach Frau Langmeier. „Als ich Ihrem Herrn Gemahl meine Dienste zur Verfügung stellte, verpflichtete er sich, falls die Sache sich nach seinem Wunsche abwickele, mir sofort nach seiner Verheiratung 10000 Mark zu zahlen und nach Ablauf von zwei Jahren abermalige 10000 folgen zu lassen. Dies ist in Anbetracht der großen Mitgift, die Frau Baronin in das Haus brachten, nicht zu hoch gerechnet; es stellt sich zu dem Vermögen der gnädigen Frau auf nur ein Prozent; so ist bei uns die Geschäftsusance."

„Es ist nicht mehr, als Sie für Ihre Kommission zu fordern hatten," sprach Irma hart, „weiter, weiter."

„Der Herr Baron hat auch die erste Rate des Betrages pünktlich bezahlt," fuhr Frau Langmeier fort, „doch mit der zweiten hatte es seine Schwierigkeiten. Er zeigte sich mit meinen Bemühungen zwar zufrieden, doch meinte er, ich sei mit 10000 Mark genügend bezahlt."

„Mein Vermögen hätte wahrscheinlich noch größer

sein sollen," bemerkte Irma, „dann wären Sie zu Ihrem Gelde gekommen."

„Das vielleicht nicht, gnädige Frau, aber der Herr Baron klagte darüber, daß er über Kapitalien keine freie Verfügung habe und mir daher die zweite Rate nicht sofort zahlen könne. So habe ich denn von Jahr zu Jahr gewartet und als der Herr Baron bei meinem letzten Besuche sich überhaupt weigerte, seinen Verpflichtungen nachzukommen, dachte ich, es sei besser, ehe ich zur Klage schreite, mich an die gnädige Frau zu wenden. Die Frau Baronin hätten ja ohne mich den Herrn Gemahl nicht gefunden. Sie werden ein Einsehen haben, daß ich als Geschäftsfrau nicht um den Lohn für meine Mühe kommen kann."

„Ich sehe dies vollkommen ein," antwortete Irma mit der gleichen kalten Ruhe, die sie während der ganzen Unterredung gezeigt hatte, „und so bitte ich mir nur noch zu sagen, ob Sie sich bis morgen mit Ihrer Forderung gedulden wollen. Ich werde meinem Bankier die entsprechende Anweisung geben und mir von Ihnen eine Quittung ausstellen lassen, daß Ihren Ansprüchen jetzt genügt sei."

Die Kommissionärin verneigte sich dankend.

„Ich wußte, daß Frau Baronin generös und pünktlich seien,“ sagte sie höflich.

„Es ist nichts weiter, als meine Schuldigkeit,“ entgegnete Irma, „ich habe Ihnen ja mein Glück zu danken.“

Die Betonung, die sie auf das Wort „Glück“ legte, klang so seltsam, daß die Heiratsvermittlerin nicht sogleich eine Erwiderung fand.

„Gnädige Frau,“ bemerkte sie endlich, „die Ehen sind die schlechtesten nicht, die auf solche Weise geschlossen werden. Ich kann mit Stolz von mir behaupten, daß die von mir gestifteten besser ausfallen, als die Mehrzahl anderer, die zu meiner Kenntnis gelangten. Und auch Frau Baronin werden sich über nichts zu beklagen haben. Vollkommen sind ja nun einmal die Männer alle nicht, aber der Herr Baron bildet doch eine glänzende Ausnahme, — ein so schöner Mann und ein echter Cavalier dazu!“

Sie hielt es jetzt, da sie nicht mehr seine Gläubigerin sein sollte, für ganz wohl angebracht, ihm ein Lob zu spenden. Du lieber Himmel! Er war zwar etwas leicht in Geld und Liebesangelegenheiten, war es stets gewesen, aber im Grunde war er ja auch nicht schlimmer, als alle andern.

„Wann darf ich morgen kommen, mir das Geld zu holen?“ fragte sie vorsichtig.

„Um zehn Uhr, der Baron kommt mittags an; ich wünsche nicht, daß Sie noch einmal mit ihm zusammentreffen.“

„Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

Die Thür fiel hinter ihr zu, Irma war allein. — Die stolze Haltung war von ihr gewichen, die sie der Kommissionärin gegenüber angenommen, die kalte Ruhe, in die ihr beleidigtes, verwundetes Herz sich gehüllt, — sie war in ihren Sessel zurückgesunken, den Kopf in die Polster desselben gedrückt und es dünkte sie, als ob es eine Wohlthat sein müsse, wenn sie in der gleichen Stunde lautlos in ihr Grab sinken könne.

Die blecherne Stimme der fremden Frau tönte noch in ihren Ohren, wie sie in trockener, geschäftsmäßiger Weise ihr die Vorgeschichte ihrer Heirat mit Joachim von Wengern erzählt hatte.

Das also war es gewesen! Man hatte die reiche Waise ihm in Vorschlag gebracht, wohl im Verein mit mehreren andern, und er hatte sich für sie entschieden, die ihm die meisten Vorteile zu bieten schien. Sie hatte an seine Liebe geglaubt! Ein

schrilles Lachen drang über ihre Lippen, und sie erschrak, wie hart und unschön es doch klang. So jung, so lebensunerfahren hatte sie sich von ihm gewinnen lassen, und wodurch? Durch ein glattes Lächeln, eine imponierende Gestalt, ein wenig ritterliche Aufmerksamkeit, die er ihr nicht gezollt hätte, wenn sie arm gewesen wäre.

Sie aber hatte mit dem neunzehnjährigen Herzen, das nichts in der Welt besaß, was ihm gehörte, sich an ihn geschlossen, in demütiger Hingabe, glückseligem Vertrauen, schwärmerischer Zärtlichkeit. Sie hatte alles, was gut, was schön, was edel, in ihm verkörpert, — sie hatte damals in jener ersten seligen Zeit des Brautstandes täglich Gott gedankt, daß er sie für würdig gehalten, die Gattin des geliebten Mannes werden zu sollen.

Was war von ihrer Jugend Träumen, von ihren Idealen ihr geblieben? Ein häßliches Rechenexempel nur, in welchem ihr Reichtum das Facit abgegeben, — er war es, der sie ihrem Freier begehrenswert gemacht — nicht ihre unberührte Frische, ihres Herzens, ihres Geistes Eigenschaften, nicht ihre keusche, erste Mädchenliebe, nicht ihr eigen Selbst!

Das war ja alles bei dieser Geschäftsverhand-

lung Nebensache gewesen, in der allein die Ziffer den befriedigenden Ausschlag geben durfte. Sie war ausgeboten worden, gleich einem Stück Ware, das man auf offenem Markte ob seiner Preiswürdigkeit prüft, und ihr betrogenes und getäuschtes Herz hatte sich mit dem Geschehenen jetzt abzufinden.

Sie überdachte die fünf Jahre, während welcher sie ihrem Gatten angehört, und sie erstaunte über sich selbst, daß sie erst jetzt zu der Frage gelangte, was er eigentlich jemals gethan, um sie von seiner Liebe zu überzeugen? So grenzenlos, so thöricht war ihr Vertrauen in ihn gewesen, daß sie nicht einmal der Beweise bedurfte; sie hatte seinem ersten Worte bis jetzt noch, wie am Tage ihrer Verlobung, geglaubt. Die Kälte seines Wesens, die ablehnende Art, in der er ihre unschuldige Zärtlichkeit mitunter aufnahm, war wohl geeignet, sie zu verletzen, und dennoch hatte sie ihm dies niemals verargt. Es lag einmal nicht in seiner Natur, und sie hatte ja außerdem über nichts in seinem Benehmen zu klagen. Er nahm Rücksicht auf sie, wo es erforderlich war, er kam zuweilen ihren Wünschen nach, er ließ ihr Freiheit, sich ihr Leben nach Gefallen einzurichten.

Die Ehen seien die schlechtesten nicht, die auf

solche Weise herbeigeführt werden, hörte sie Frau Langmeier sagen, — auch ihre Ehe war ja eine ganz vortreffliche zu nennen, sie galt vor der Welt sogar als eine außerordentlich glückliche, — was fehlte ihr?

Die Hände Irmas schlangen sich krampfhaft in einander. Daß es das Menschenherz doch nicht verlernen will, nach Liebe zu verlangen, daß es so arm und elend sich wähnt, wenn ihm der holde Glaube fehlt, einem andern Herzen notwendig zu sein zu dem eigenen Glücke! Ach, aber, wem auf Erden war sie je notwendig gewesen, — wer hatte sie geliebt?

Seit ihre Eltern von ihr gegangen, so recht niemand und die drückende Leere ihres Innern ward ihr erst völlig ausgefüllt, als sie Joachims Gattin geworden.

Und jetzt war das schimmernde Gebäude ihres Glückes vor ihren Augen in Staub und Asche zerfallen; es hatte ihre Hand es sich allein erbaut, — nicht auf dem festen Grunde der wandellosen Neigung eines andern, der sie hüten und tragen sollte durch ein ganzes langes Leben — in ihrer Phantasie nur war es entstanden und Täuschung hatte ihr den Boden dazu geliefert.

Im Zimmer war es dunkel geworden; ein Diener trat leisen Schrittes herein, eine mehrarmige Lampe auf den Tisch zu setzen; Irmas Blicke glitten durch das Gemach und es war ihr, als ob die prunkende Ausstattung desselben plötzlich eine andere Gestalt für sie gewonnen. Ein Schauder, der sich bis zum Ekel steigerte, ergriff sie vor diesem verschwenderischen Luxus rings umher; war er es doch gewesen, dessen Erreichung ihres Gatten Wahl gelenkt; er hätte sie nicht einmal beachtet, wenn sich in ihrer Hand die Mittel nicht befunden, ihm denselben zu verschaffen.

Ihm waren Glanz und Pracht eine Lebensnotwendigkeit; sein geläuterter Geschmack wußte ihnen das Gepräge des wahrhaft Künstlerischen zu geben und Irma hatte oftmals seiner Freude daran sich gefreut. Jetzt schauten jene weißen Marmorstatuetten, die sich von dem Sammet der Tapete abhoben, sie wie höhnend an, das helle Krystall, das glitzernde Gold that ihren Augen wehe, — glücklich jenes Mädchen, das mit der Nadel Tag für Tag sein Brot erwerbend, die bescheidene Ausstattung in spärlichen Freistunden sich selbst schaffen mußte, — sie trug einen besseren Schatz in sich als die beneidete Erbin: die Gewißheit der Liebe dessen, der die arme Arbeiterin

zum Weibe begehrte, welche nichts ihm entgegen zu bringen hatte, als ihre fleißigen Hände, ihr ganzes Sein!

Der Diener war schon zweimal erschienen, der Baronin zu melden, daß das Diner serviert sei; sie hatte jedesmal ungeduldig abwehrend mit der Hand gewinkt. Die Kammerfrau wagte endlich anzufragen, ob die gnädige Frau sich unwohl fühle. Sie verneinte und war allein, wie zuvor geblieben. Die Stunden vergingen; von der kostbaren Stutzuhr ihr gegenüber tönten elf Schläge, als Irma sich schwerfällig, wie unter dem Gewichte einer Last, erhob und müden Schrittes in ihr Schlafgemach ging, um ruhelos dort den Morgen heranzuwachen, der grau und öde, wie ihr ferneres Leben, vor ihren heißen Augen emporzusteigen begann.

Siebentes Kapitel.

Joachim von Wengern traf um zwei Uhr, wie sein Telegramm es gemeldet hatte, pünktlich ein. Es befremdete ihn, daß seine Gattin ihn nicht, wie sie es sonst zu thun pflegte, im Vorzimmer bereits empfing; wie wenig tief auch seine Zuneigung für sie war, es machte ihm Vergnügen, daß sie seine Rückkehr auch nach kurzer Abwesenheit stets wie einen Festtag feierte.

„Ist die Frau Baronin nicht zu Hause?" fragte er den Kammerdiener, der ihm bei dem Wechsel der Kleider behilflich war.

„Die gnädige Frau befindet sich in ihrem Zimmer."

„Ist Besuch drüben?"

„Nein."

Der Baron beendete seine Toilette und begab sich hinüber in das Zimmer seiner Gattin, die mit

dem Rücken der Thür zugewendet, an ihrem Schreibtische saß.

„Irma!" rief er.

Sie wandte den Kopf. „Ah, Du bist es," sagte sie gleichgültig, „ich vergaß, daß Du zurückkommen wolltest."

Er schritt auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Was ist Dir?" fragte er, noch immer im Zweifel, wie er sich ihr Wesen zu erklären habe. „Ich bin einen andern Empfang von Dir gewöhnt."

„Ich bedaure, daß Du eine so unwichtige Sache vermissest," erwiderte sie kühl, „Du siehst, ich bin beschäftigt und noch dazu mit ziemlich zeitraubenden Dingen: der Revidierung meiner und Deiner Rechnungen."

„Schon wieder?" sprach er mit leichtem Spotte. „Dir ist die kaufmännische Erziehung Deines Oheims wahrhaft zur anderen Natur geworden."

„Es muß eines von uns Ordnung darin halten, da Du es nicht thust."

„Nun ja, ich nehme es nicht so genau, wie Du, doch ist dies ja kein Unglück, da ich niemand ungebührlich lange warten lasse."

„Ich habe erst heute wieder eine nicht unerhebliche Schuld für Dich bezahlt.“

„Das begreife ich kaum; ich hatte vor meiner Abreise alles Dringliche erledigt.“

Sie reichte ihm ein beschriebenes Blatt. „Hier ist die Quittung über eine Forderung von Frau Bertha Langmeier, Du hattest Dich geweigert, sie zu berichtigen.“

Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf das Papier; er wechselte die Farbe.

„Die freche Kreatur hat es gewagt, an Dich sich zu wenden?“ fuhr er auf.

„Weshalb sollte sie nicht? Der Erfolg ihrer Bemühungen galt ja zur Hälfte auch mir.“

Es war eine Pause zwischen beiden; der Baron betrachtete seiner Gattin Angesicht, das ihm seit ihrer Trennung gewandelt erschien. Woher hatte der weiche, anmutige Mund jenen harten, hochmütigen Ausdruck erhalten, woher die weiße Stirn die scharfe, feine Falte, die zwischen den Augenbrauen stand?

„Es thut mir leid, Irma,“ begann er ernst, „daß dies zu Deiner Kenntnis gelangte, doch solltest Du es nicht so tragisch auffassen, als es der Fall zu sein scheint. Die Mitteilung, auf welche Weise

wir uns kennen lernten, hat Dich — ich sehe es mit Bedauern — verletzt, aber Du wirst als verständige Frau es bald über Dich gewinnen, ruhiger darüber zu denken. Ist es denn ein Unglück, daß wir uns gefunden?"

Die großen grauen Augen Irmas schienen sich zu verdunkeln, als sie erwiderte: „Es war für Dich kein Unglück, daß Du mich gefunden, denn Du bedurftest einer reichen Frau, um die Verbindlichkeiten Deiner Vergangenheit zu lösen und Dein gewohntes Leben fortzusetzen, dessen Ansprüche sich mit Deinen Einnahmen nicht deckten. Von mir jedoch kannst Du zunächst nicht behaupten, daß ich Dich gefunden, da ich Dich nicht gesucht; Du wirst es kaum vergessen haben, wer von uns beiden die erste Annäherung herbeiführte. Ich glaubte in meiner grenzenlosen Weltunkenntnis, daß Du an mir unbedeutendem Mädchen Gefallen fändest."

„Dies war ja auch ganz richtig, so nimm doch nur Vernunft an," rief Joachim mißmutig aus, „hätte ich denn sonst den Wunsch gehabt, Dich zu heiraten?"

„Ich weiß nicht, ob Du diesen Wunsch gehegt, wenn ich nicht eine Millionärin gewesen wäre; nach

der Eröffnung Deiner Beauftragten zweifle ich daran.“

„Diantre, ein armes Mädchen konnte ich in meinen damaligen Verhältnissen doch unmöglich heiraten. Als ob ich an Dir ein Verbrechen begangen, solch eine Richtermiene setzest Du heute auf.“

„Es liegt mir nichts daran, Dich zu richten, da ich aus den Ratschlägen, die Du Deinem Freunde Erlenstein gegeben, entnehmen muß, daß Du nichts Strafwürdiges darin siehst, ein unerfahrenes Geschöpf zu täuschen, zu belügen.“

„Du redest irre; wann hätte ich Dich belogen?“

Sie war von ihrem Platze aufgestanden, um ihm gegenüber zu treten.

„Nennst Du es keine Lüge, mir zu beteuern, daß Du mich liebtest?“ rief sie lodernd. „Mich in den Wahn zu wiegen, es sei mein Besitz, nach welchem Du verlangtest, mich glauben zu machen, ich sei Dir eine Fremde gewesen, als Du am Strande mich im Spiele mit den Kindern belauschtest, ja, Dir dem Namen nach noch unbekannt, als Du mir Dein erstes Geständnis zuflüstertest? Mein Name, meine Personalbeschreibung, die Ziffer meiner Mitgift lagen ja schon wohlverwahrt in Deinem Portefeuille, als

Du Die Reise nach Ostende antratest, und Irma Spalding hätte den Vorzug erhalten, Deine Frau zu werden, selbst wenn sie abschreckend und von unangenehmen Eigenschaften gewesen, wie ich arglos und vertrauend war."

„Es werden viele Ehen durch die Notwendigkeit, aus Vernunft und Überlegung geschlossen," antwortete der Baron, „es ist nicht unsere Schuld, wenn Ihr zu viel verlangt."

„Ist es zu viel, wenn wir von Euch Wahrheit verlangen, Wahrheit des Wortes, das uns Eure Neigung versichert? Nie würden wir Euch lieben lernen, wenn Ihr uns mit Euren falschen Schmeichelreden nicht bethörtet, uns nicht vorspiegeltet, daß wir von Euch geliebt seien, daß Ihr uns — nur uns allein begehrtet, während in Euren Herzen nichts, als das Rechenexempel unseres Geldes zu finden ist. Ihr mißbraucht das beseligende Wort Liebe, um zu Euren Zielen zu gelangen, und ihr frevelt wider das heilige Band der Ehe, indem Ihr sie zu einem unlauteren Geschäfte herabwürdigt, bei welchem es sich nicht um den sittlichen Wert der von Euch Erkorenen, nicht um Achtung, Ehrfurcht und Vertrauen, sondern nur um die Größe ihres Heiratsgutes handelt.

— Welchem Deiner Worte soll ich fortan noch glauben, da Du mich in der ernstesten Frage meines Lebens täuschtest, — welchem Beweise Deiner Zuneigung noch trauen, da es keine solche war, die unsern Bund geschlossen? Sprich mir nicht davon, daß ich Dir in den Jahren unserer Ehe teurer geworden, als zuvor. Nun die Binde von meinen Augen gefallen, die Dein Wesen damals mir verhüllte, habe ich auch Deine Handlungsweise beurteilen gelernt, seit Du Dich meinen Gatten nennst. Heute, wie im Augenblicke unserer Verlobung, bin ich Dir nichts weiter, als Mittel zum Zweck geblieben, und dieser Zweck ist der Genuß des Lebens nach Deinem Geschmacke, Deinen verschwenderischen Gewohnheiten. Wäre ich Dir teuer, wie ich es beanspruchen dürfte, als Dein Weib, das Dir aus Liebe angehörte und Dir treu geblieben mit jedem Gedanken meines Herzens, würdest Du nicht Dich von mir abwenden, um Zerstreuung und Erheiterung bei fremden Frauen zu suchen, die Du in Deinem Innern verachten müßtest, wenn der Maßstab Dir für das geblieben, was des Weibes Wert in den Augen aller ehrenhaften Menschen ausmacht."

Er hatte sie niemals in einer Erregung, ähnlich

dieser, gesehen, jeder Zug des sonst so sanften Angesichtes sprühende Leidenschaft, die zarte, schlanke Gestalt unter der Gewalt ihrer Worte gleichsam emporwachsend. Staunend blickte er sie an; es überkam ihn die Erkenntnis, daß er seine Frau durchaus falsch beurteilt habe, die ihm jetzt eine so völlig neue Seite ihres Charakters entwickelte.

„Mäßige Dich,“ sprach er trotzdem mit Strenge, „Deine Worte sind der Ausbruch einer gereizten Stimmung und daher unüberlegt. Ich hoffe nicht, daß Du die Absicht hast, mich von denjenigen auszuschließen, welche Du ehrenhaft zu nennen beliebst.“

Die Augen seiner Frau, die er so oft ausdruckslos und langweilig gefunden, flammten voll Verachtung zu ihm hinüber.

„Was verstehst Du unter Ehre?“ fragte sie herbe. „Ihr Cavaliere der großen Welt scheint von diesem Begriffe eine andere Auffassung zu haben, als wir beschränkten und gewöhnlichen Sterblichen. Ihr findet es mit Eurer Ehre unvereinbar, einen Eurer Genossen länger als vierundzwanzig Stunden auf eine betrügerisch erschlichene Schuld warten zu lassen, obgleich Ihr ihn vor aller Ohren einen Falsch-

spieler geheißen, und Ihr erkennt es nicht als eine größere Verpflichtung, die Männer zu bezahlen, die in redlicher Arbeit für Euch thätig waren. Ihr glaubt Eure Ehre nicht zu schädigen, wenn Ihr der Euren Hab und Gut in leichtsinnigem Jagen nach hohlen Zerstreuungen vergeudet und einer bisweilen sogar verhaßten Frau die Auszeichnung erweiset, mit ihrem Vermögen für Eure Schulden einzutreten. Ihr glaubt Eure Ehre auch dann noch fleckenlos zu bewahren, wenn Ihr dieser nämlichen ungeliebten Frau die Treue brecht, die Ihr einst ihr zu schwören gezwungen waret, und ihren Reichtum mit denjenigen teilt, die Euch besser gefallen, als sie. — Was thatest Du jemals, um jene Mittel, die Dir durch mich in die Hand gegeben sind, zu einer würdigen Verwendung zu bringen? Welche Pflicht der Menschheit gegenüber, hast Du auf Dich genommen, welche hohen sittlichen Ziele dabei zu erreichen gestrebt?"

„Ich lebte, wie tausend andere außer mir," sagte der Baron brüsk, „und finde keinen Grund für Dich, mir darüber eine Vorlesung zu halten. Es ist von unserem Hause aus genug an Wohlthaten geleistet worden."

„Die Almosen, die wir in größerem oder ge-

ringerem Maßstabe von unserem Reichtum geben," rief Irma, „sind unwesentlich im Hinblick auf das, was uns vom Schicksal geworden. Berufe Dich auf andere, die in gleich schonungsloser Selbstsucht dahin lebten, wie Du, und frage Dich, ob es die Pflicht des Mannes ist, den Gott an einen bevorzugten Platz gestellt, — welche sie erfüllt haben, ob nicht — ob sie am Abend ihres Lebens mit Befriedigung auf ein vollbrachtes Tagewerk zurückblicken können, und ob an der Stelle, von welcher sie scheiden, eine Lücke entstehen wird."

„Du bist erstaunlich gereift, seit wir uns trennten," bemerkte Herr von Wengern ironisch, „ich habe nie gewußt, daß Irma Spalding so scharf zu denken und zu unterscheiden verstände."

„Du hast Dir nie Mühe gegeben, mich um mein Urteil, mein Empfinden zu fragen. Ich habe allerdings in diesen letzten Tagen viel gedacht, am meisten über Dich und unser Beider Leben."

„So glaube ich nicht fehlzugreifen, wenn ich voraussetze, daß Du eine Trennung von mir wünschest."

„Wir sind getrennt," antwortete Irma kurz und hart, „es bedarf des Richterspruches nicht mehr."

„Doch wirst Du diesen nicht umgehen können, wenn Du auf einer Scheidung bestehst."

Sie maß ihn abermals mit einem langen, geringschätzenden Blicke.

„Ich hatte an keine öffentliche Scheidung gedacht."

Auch ihm mußte eine solche sehr ungelegen kommen. Er haßte den Eklat und außerdem war er dann ruiniert, doch, seltsam genug, kam dieser Umstand erst in zweiter Linie ihm in das Gedächtnis. Was er in diesem Momente empfand, war eine unwillkürliche Besorgnis, die dem Schrecken glich, — weshalb? Galt sie dem Verluste einer Frau, an deren Gegenwart er sich nun einmal, wie an ein bequemes Hausgerät, gewöhnt?

Irma hatte sich zu ihrem Schreibtische zurückgewendet; er näherte sich ihr um einen Schritt.

„Ich habe unrecht an Dir gehandelt," sprach er, „doch glaube ich nicht, daß Du in der That die Fügung, die uns zueinanderführte, als ein Unglück zu betrachten hast. Ich gebe Dir mit Deinen Vorwürfen auch in gewissem Sinne Recht, ich weiß es, daß sehr vieles tadelnswert in der Lebensauffassung von uns Männern ist, was dennoch oftmals durch

falsche Erziehung, durch Gewohnheit, übles Beispiel uns in Fleisch und Blut übergeht, ehe wir dessen gewahr werden. Du wirst, wenn Du erst ruhiger geworden, einsehen müssen, daß Du dafür mehr Duldung zu üben hättest, als Dein gekränktes Selbstgefühl für jetzt über sich zu gewinnen vermag. Du irrst auch, wenn Du meinst, daß Du mir so ganz gleichgültig oder gar widerwärtig seiest, es jemals gewesen. Ich will mich nicht von dem Vorwurfe rechtfertigen, daß ich Dich ohne Liebe heiratete, so wenig wie von dem zweiten, daß ich mich nicht genügend bemühte, auf Dein inneres Leben einzugehen. Es möge Dir jedoch Beruhigung sein, daß ich etwas anderes lernte, dauernder vielleicht, als der Rausch der Leidenschaft: Dich hochzuachten, wie es mir nur wenigen Frauen gegenüber gelungen."

Sie antwortete nicht; die Enttäuschung, die sie erlebt, die Überzeugung, daß sie ihre eigene Liebe an einen Unwürdigen verschwendet, hatte sie zu tief getroffen, als daß das Zugeständnis, welches er ihr machte, ihr wohlthuend gewesen wäre.

„Teile mir Deine Wünsche in betreff der neuen Ordnung unserer Lebensweise mit," fügte er hinzu, „ist Dir meine Gegenwart eine verhaßte geworden,

bin ich bereit, sie Dir, soviel es angeht, zu ersparen."

„Wir haben uns, seit wir wieder in der Stadt sind, nicht allzu häufig gesehen," entgegnete Irma abweisend, wie zuvor, „und an dieser Einteilung unserer Tage mögen wir festhalten. Ich werde meine Zimmer wie bisher bewohnen, Du die Deinen, wir werden uns nur bei den Mittagsmahlzeiten treffen, und da wir uns nichts Besonderes mehr zu sagen haben, wird es auch Deinen Wünschen gemäß sein, wenn wir täglich einige Gäste dabei sehen. Die Welt braucht nichts von unserer Übereinkunft zu erfahren. Wir waren stets ein musterhaftes Ehepaar, — wir können ja auch fernerhin der Rolle getreu bleiben, die wir bisher gespielt. Von jeder Verpflichtung mir gegenüber bist Du von dieser Stunde an gelöst, — einer ungeliebten Frau braucht man weder Gelöbnis, noch Eid zu halten."

* * *

Er war in sein Zimmer zurückgekehrt und ging jetzt, die Arme verschränkt, langsam darin auf und nieder.

Das erste Zerwürfnis mit seiner Frau in fünf Jahren ihres Ehestandes, und es zog Folgen nach sich, die für seine ganze Zukunft unberechenbar waren. Getrennt von heute an, wenn auch nicht äußerlich geschieden, — und er wagte nicht sich einzugestehen, daß abermals Irmas Großmut den öffentlichen Bruch mit ihm verhindert hatte. Es war beschämend und erniedrigend für ihn, dies auszudenken, fast beschämender noch, als die moralische Niederlage, die er heut durch sie erlebt. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sie im Rechte gewesen, im Rechte mit ihren Vorwürfen, auf welch unwürdige Art er sie gewonnen, im Rechte mit ihrer Verurteilung seines Treibens und desjenigen derer, die er seine Freunde nannte.

Und dann überkam ihn wie unwillkürlich ein gewisses psychologisches Interesse an dem Wesen der Frau, die er bisher so völlig unterschätzt. Wie eine Königin hatte sie vor ihm gestanden, — stolz, unnahbar, in dem Gefühle einer ungeahnten Kraft, und ihre Worte, scharf und treffend, hatten mit erbarmungsloser Wahrheit ihm das Spiegelbild seines eigenen Ich entgegengehalten. Merkwürdig, daß er seine eigene Frau so wenig gekannt! Er hatte ihre Fügsamkeit, ihre willige Unterordnung stets für eine

Art Beschränktheit gehalten; er war ein Mann, der an den Frauen die kleinen und größeren Launen liebte, welche einen Reiz in das Einerlei des Verkehres bringen. Daß Irma keine Launen äußerte, daß sie stets liebevoll, freundlich und entgegenkommend war, das eben hatte sie ja so uninteressant gemacht. Jetzt plötzlich mußte er erkennen, daß es mit einer launenhaften Frau doch leichter sein müsse, fertig zu werden, als mit einer solchen, wie es Irma war, die keine der weiblichen Unarten, dafür jedoch an entscheidender Stelle einen festen und entschlossenen Charakter besaß. Und wie außerordentlich hübsch sie in ihrer Erregung ausgesehen! Die sonst so häufig müden Augen fast schwarz in ihrem Glanze, jeder Zug des stillen Angesichtes Feuer und Leidenschaft!

Ob sie sich in der That nicht wieder würde versöhnen lassen, sie, die so milde, so gütig war? Er verwarf im nächsten Momente den Gedanken einer Annäherung wieder. Sie hatte kein Vertrauen mehr zu ihm und auch ihre Achtung für ihn war gesunken. Es war demütigend, jetzt mit einer Bitte vor sie zu treten.

Seine Hand griff ungeduldig nach dem Klingelzuge.

„Licht," befahl er dem erscheinenden Diener kurz, um dann, als der Lakai die Lampe gebracht, die inzwischen eingegangenen Briefe zu mustern.

Was sie auch enthielten, es war ihm alles recht, wenn er nur aus dem unangenehmen Zwiespalte seiner eigenen Stimmung sich befreien konnte. Es war nichts von Bedeutung, was er zu lesen bekam, — Geschäftsbriefe, schon wieder einige Rechnungen, Nachrichten von fernen Freunden, ganz zuletzt ein duftendes Billet mit einem Monogramm geschlossen, das die Buchstaben G. C. zeigte.

Der Baron riß den Umschlag ab. In flüchtiger, stark unorthographischer Schrift teilte ihm die Marchesa da Costa mit, daß sie den Tag seiner Rückkehr erfahren und ihn heute abend in ihrer Loge, nachher jedoch zum Thee bei sich erwarte.

Der Brief hatte mit „Caro amico" begonnen und endete mit einem Schmeichelwort. Joachim warf ihn unwillig auf den Tisch. Die Aufforderung konnte zu keiner ungünstigeren Stunde an ihn gelangen. Anmaßende Person, die sich einbildete, er würde sofort, fast vom Coupé aus, zu ihr eilen! Soviel lag ihm nicht an ihrer Gunst, noch dazu

heute, wo er ohnedies einen instinktiven Groll gegen sie empfand. War sie doch schon schuld an jenem Auftritte mit Irma, kurz vor seiner Abreise gewesen, und wer weiß, ob sie nicht die Veranlassung, daß seine Gattin sich näher mit seiner Lebensweise außerhalb des Hauses beschäftigt hatte, um zu Entdeckungen zu gelangen, die ihm keinesfalls günstig sein konnten.

Er schwankte, ob er ihr antworten solle. Pah, wozu? Sein Ausbleiben war Antwort genug und die schöne Giuditta nicht eine Dame, mit der man Umstände zu machen brauchte.

Das Diner wurde gemeldet; er nahm es allein ein; Irma ließ sich mit Kopfschmerz entschuldigen. Er begriff es; sie wollte nicht ohne die Gegenwart eines dritten in seiner Gesellschaft sein; es war eigentlich Thorheit, daß ihn dies verdroß, obgleich sie es ihm kurz zuvor angekündigt. Nun, gleich morgen mußte einer seiner Bekannten eingeladen werden, Erlenstein oder ein anderer.

Es verging der folgende Tag, ohne daß die Gatten sich sahen; erst gegen Abend erschien Irma, als sie hörte, daß Graf Erlenstein und Baron Horst sie im Salon erwarteten, und reichte nach kurzer

Begrüßung Ferdinand den Arm, sich von ihm zu Tische führen zu lassen.

Joachim, der seinen Mißmut unter einer gelassenen Miene zu verbergen strebte, konnte nicht umhin, darüber zu erstaunen, wie ungewöhnlich lebhaft seine Gattin sich während des nun folgenden Diners zeigte. War es ein Akt der Rache, die sie an ihm zu nehmen beabsichtigte? Zur gewöhnlichen Koketterie stellte er sie zu hoch. Und doch! Es kam ihm vor, als ob sie heute mit besonderer Sorgfalt sich gekleidet habe, der dunkelrote Atlas, den sie trug, paßte so vortrefflich zu ihrem feinen Teint, ihrem goldbraunen Haar.

Sein Blick streifte nachdenklich über ihre Erscheinung hin, als er plötzlich an ihrer Hand haften blieb, die soeben das geschliffene Kelchglas zum Munde führte. Irma pflegte an ihren schönen, kleinen Händen nie eine andere Zierde, als den Trauring zu tragen; heut jedoch blitzte an dem vierten Finger ihrer Rechten ein dunkelroter Rubin, der in einen schmalen, goldenen Reif eingelassen war. Joachim zuckte unmerklich zusammen; was wollte nur der peinigende Schmerz, der bei dieser Entdeckung durch seine Brust schlich?

Jener schmale, goldene Reif, er war ihm wohlbekannt; es war der nämliche, der ihn einst seinem bräutlichen Weibe vermählt; nur sein Äußeres hatte sich gewandelt, — das Symbol des ehelichen Bundes war zum Schmuckringe geworden.

Achtes Kapitel.

Das Mahl nahm seinen Fortgang; Irma schien ihre volle Unbefangenheit zu bewahren; Joachim fand sie sogar von einer verletzenden Heiterkeit. Als sie bei dem Nachtische einige Früchte für den Grafen Erlenstein zerlegte, mußte sie es bemerken, daß auch sein Blick auf ihrer Hand, auf ihrem Ringe weilte, doch die Hand zitterte nicht, die ihm jetzt die Früchte reichte und sie lächelte dabei. Nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte es bemerken dürfen, daß dieses Lächeln ein trübes, ein bitteres war.

Die Herren begaben sich nach Tische in das Rauchzimmer; Irma setzte sich an den Kamin des Empfangssalons und blickte in die züngelnden Flammen, die knisternd von Zeit zu Zeit aufloderten= bis sie in sich zusammensanken und nur ein Häuflein Asche es noch kündete, daß sie einst gewesen, — den

Hoffnungen vergleichbar, die im Menschenherzen noch einmal hell und freudig emporflammen, bis sie in Staub und Asche für immer ihr Grab gefunden.

Ein Frösteln ging durch die Glieder der jungen Frau. Auch ihr Leben erschien ihr fortan mit Asche bedeckt, in schattenloser Wüste sich einförmig dahinschleppend, sie selbst verurteilt eine Komödie zu spielen, die sie verabscheute, der Welt ein lächelndes Angesicht zu zeigen, damit ihr Hohn die Wunden ihres Herzens nicht schmerzend treffe.

Sie hatte heute ihre erste Probe abgelegt, und sie gestand sich, daß sie ihre Rolle gut gespielt. Die erhöhte Beachtung und Galanterie ihrer beiden Nachbarn mußten es ihr ebensowohl bestätigen, wie der sichtliche Verdruß, der sich in ihres Gatten Antlitz malte. Sollte es ihm denn wirklich nahe gehen, daß er verloren, was er nie zu schätzen wußte und nie begehrt, — ihre Liebe? Und würde sie, des inneren Haltes beraubt, den ihre tiefe und innige Zuneigung zu ihrem Gatten ihr gegeben, endlich zu jenen Frauen zählen, die sie bisher verachtet hatte und denen das Spiel mit fremden Männerherzen eine notwendige Zerstreuung ihres Daseins war?

Die Portière ihr zur Seite wurde leicht empor-

gehoben. „Darf ich kommen?" fragte Ferdinand noch in dem Rahmen der Thür. „Oder störe ich in wichtigem Nachdenken?"

„Niemals, Graf," antwortete Irma ruhig, „auch eine Störung kann zuweilen erwünscht sein, wenn sie den Faden lästiger Gedanken abschneidet."

Er war während ihrer Worte näher getreten und rollte sich einen niedrigen Sessel herbei.

„Sie sprechen von lästigen Gedanken, Baronin," begann er, „und dennoch habe ich Sie nie, seit ich das Glück ihrer Bekanntschaft genieße, so heiter und angeregt gesehen, wie heute."

„Wirklich, Graf, und dies befremdet Sie?" fragte sie mit leiser Ironie.

„Ein wenig, gnädige Frau," erwiderte er, unbeirrt durch die hörbare Ablehnung ihrer Entgegnung. „Ich machte, wie so oft, im stillen die Bemerkung, daß jede Dame, die wir kennen, uns eine Seite ihres Wesens verbirgt, die erst im Laufe der Zeit uns entgegentritt und diese, Baronin, welche Sie mir heute zeigten, war überraschend, ja, so sehr, daß ich versucht war, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln."

Er heftete den Blick durchdringend auf sie; Irma nahm einen der chinesischen Fächer, die auf

dem Kamine lagen, um ihn nachlässig vor ihrem Antlitz hin und her zu bewegen.

„Woraus schließen Sie dies?“ warf sie hin. „Weshalb sollte ich, was Unergründlichkeit des Wesens anbelangt, eine Ausnahme der übrigen Frauenwelt bilden?“

„Weil Sie eine solche in jeder anderen Beziehung sind, und weil ich Sie den übrigen näher gerückt finden mußte durch das, was Sie während des Diners zu sein sich bestrebten.“

„Graf Erlenstein!“ rief Irma indigniert.

„Ich sprach vorhin das Wort ‚Glück‘ aus, als ich des Zufalls gedachte, durch den mir Ihre Bekanntschaft wurde,“ fuhr Ferdinand fort, „und ich betrachte die letztere als ein solches. Ich kenne hunderte von Frauen, mit denen man die Stunden angenehm verbringt, hunderte, die uns amüsieren, unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, unser Gefallen erwecken; — ich habe vor Ihnen, Baronin, nie eine gekannt, von der ich mir gesagt hätte: diese würdest Du zum Freunde Dir erwählen, wenn sie ein Mann wäre, — so lauter ist an ihr jedes Empfinden, so wandellos und klar. — Verzeihen Sie mir, wenn wie Schmeichelei klingen sollte, was ich soeben aussprach.“

„Ich glaube Ihnen, auch wenn in der That Ihre Worte eine Überschätzung ausdrückten, und ich danke Ihnen das Vertrauen, das Sie in mich setzen. Doch was hat dies mit meinem heutigen Benehmen zu thun?“

„Sie waren heute abend nicht Sie selbst und mir erschien es, als fehlte etwas an dem lichten Glanze, der Sie mir bisher umkleidete,“ sagte Ferdinand.

„Wenn Sie mich so hoch stellen, wie Sie es mir zuvor bekannten, werden Sie auch annehmen müssen, daß dies nicht ohne Grund geschah.“

„So lassen Sie mich jenen Grund erraten, Baronin, für den ich nur eine einzige Lösung finden kann.“

„Und welche?“

„Sie haben einen großen Kummer, den Sie der Welt, mir oder anderen, verbergen wollen.“

Sie neigte bejahend ihr Haupt; es war ihr, als ob die Antwort unter hervorbrechenden Thränen ihr ersticken müsse.

„Weiß ihn Joachim?“

„Ja,“ hauchte sie.

Er fragte nicht weiter; wie oft seit der kurzen

Zeit, daß er sie kannte, hatte er sich gesagt, daß es endlich so kommen müsse. Joachim hatte mit dem unbegrenzten Vertrauen seiner Gattin, wie lange schon! ein ebenso frevles, als leichtfertiges Spiel getrieben; es war begreiflich, daß auch sie eines Tages aus ihrer Ahnungslosigkeit gerissen wurde, und er schrieb den Schmerz, der sie so sichtlich beherrschte, der Entdeckung einer seiner Untreuen zu.

Die Flammen des Kamines spiegelten sich in dem roten Steine, der ihren Trauring schmückte, er schimmerte wie ein Tropfen Blutes auf der schmalen, blassen Hand, und in beiden stand die Geschichte eines tiefen Leides geschrieben.

Die Baronin ließ den Fächer sinken, der ihrem Gegenüber die langsam rinnenden Thränen verbergen sollte.

„Haben Sie die Comtesse Felsegg in den letzten Tagen gesehen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ja, gnädige Frau; ich traf sie heute auf dem Eise und soll Ihnen die besten Grüße von ihr überbringen.“

Irma stützte den Kopf in die Hand. „Sie haben mir wiederholt versichert, daß ich Ihr Vertrauen besitze,“ begann sie zögernd, „sowie auch ich

von Ihrer aufrichtigen Freundschaft überzeugt bin. Nun denn, mit dem Rechte dieser Freundschaft möchte ich die Frage an Sie richten: ist keine, keine Hoffnung für Sie, Ihr ersehntes Ziel zu erreichen?"

„Keine, Baronin, wenn nicht ein Wunder geschieht, das unser prosaisches Jahrhundert einem Manne, wie ich bin, nicht mehr gewährt."

„Und wenn es geschähe, Graf? Das Wunder liegt in menschlichem Bereiche, menschlicher Kraft."

„So würde ich mir sagen, daß ich es nicht verdiente, so wenig, wie ich Ihre Teilnahme verdiene, denn es ist meine Schuld, an der jetzt meine Wünsche scheitern müssen. Alices Vater könnte einen armen Schwiegersohn, wenn schon mit Widerstreben in seine Familie aufnehmen, nicht einen, dem der Ruf des Leichtsinns in einem Grade anhaftet, wie mir."

Irma schaute ihn ungewiß an. „Warum thaten Sie es, Graf Erlenstein?" bemerkte sie, nicht ohne Vorwurf.

„Sie meinen, Baronin, weshalb ich meine Tage verschwendete, wie die Mehrzahl meinesgleichen, ohne Gedanken an die Zukunft, ohne Ziel, noch Sinn?" entgegnete er. „Die Frage ist berechtigt und dennoch nicht leicht zu beantworten. Erinnern Sie sich zu-

nächst, gnädige Frau, in welchem Alter wir Männer zu einer Selbständigkeit verurteilt sind, zu der wir weder unserer Erziehung, noch unserer Erfahrung nach uns eignen, erinnern Sie sich, welcher Biegsamkeit der Charakter eines siebzehn- oder achtzehnjährigen Menschen fähig ist, und wie die Wandlungen desselben zumeist von den Vorbildern abhängen, die ihn umgeben. Und versetzen Sie einen solchen unreifen, mit sich ringenden Menschen aus der strengen Zucht einer militärischen Erziehungsanstalt in das geräuschvolle Treiben einer Millionenstadt, deren schimmerndes Leben ihn blendet, deren tausendfache Anregungen ihn zu stets neuem Genießen anspornen, führen Sie ihm Gefährten entgegen, wenige Jahre älter, als er, und doch schon erfahren in jener verführerischen Welt, in die er, ein schüchterner Neuling, tritt, so können Sie nicht erstaunen, wenn ihm die Festigkeit dann fehlt, den Lockungen jener zu widerstehen, ihre Wege zu teilen, und oftmals ein falscher Ehrgeiz ihn erfüllt, es ihnen zuvorzuthun. Man spricht davon, daß Jugend sich austoben müsse. Ich weiß nicht, wer diesen Lehrsatz erfand. Wie viel zu Grunde gerichtete Existenzen giebt es, die in dem Taumel des Genusses versanken, wie viel vergeudete Kräfte, vernichtete

Gaben, die, in ihrer Entwickelung gehemmt, nie mehr zu einer Entfaltung gelangen können und die vielleicht einem großen Zwecke zu dienen vermocht hätten! — Aber dennoch fehlt dem Einzelnen die Stärke, sich aus dem Sumpfe jener verderblichen Begriffe herauszuringen, dennoch wiederholt sich jenes Spiel an tausenden von hoffnungsvollen Leben, bis sie rettungslos verloren sind. — Und kommt uns die Erkenntnis, daß wir Besseres versäumt, als jener trügerische Rausch uns gab, so ist es oftmals zu spät für das, was wir als das echteste Glück unserer Zukunft empfinden, wie es mir mit Alice Felsegg ergeht."

„Es ist nicht zu spät," sagte Irma ernst, „und es darf nicht zu spät sein. Weshalb sollten Sie verzichten müssen, dem des Schicksals Fügung den schützenden Engel entgegensandte, dessen reine Liebe Erlösung bedeutet?"

„Weshalb, Baronin? Weil uns das Schicksal mitunter ein Glück von ferne zeigt, damit wir fühlen sollen, daß wir seiner unwürdig sind."

„Sie sind es nicht; Sie sind es weniger, als Millionen anderer, denen der Begriff des Glückes nur gleichbedeutend mit der Erfüllung äußerlicher Wünsche war."

Er lächelte. „Ich mühe mich, daran zu glauben, weil Sie es sagen,“ antwortete er.

Durch den anstoßenden Saal hörte man Joachim mit dem Baron Horst sich nähern; gleich darauf traten beide ein.

„Wo steckst Du, Ferdinand?“ redete Baron Wengern den Grafen an. „Wir warten und warten auf Dich, um eine Partie Billard zu spielen, und Du sitzest hier und starrst in den Kamin. Jetzt ist es zu spät, Horst will in das Theater. Entschuldige Irma, wenn ich Deine Unterhaltung störe, ich muß mit Erlenstein noch einige Worte sprechen.“

Die Herren küßten der Baronin die Hand und empfahlen sich; Joachim begnügte sich mit einem steifen Nicken des Kopfes.

„Nun, was giebt es?“ fragte Graf Erlenstein, als er den Baron in sein Zimmer zurückgeleitet hatte. „Was hast Du mir mitzuteilen? Nichts Erfreuliches, vermute ich, denn Du warst schon den ganzen Abend in einer schauderhaften Laune.“

„Ich habe Ursache dazu,“ sagte Joachim finster, „doch zunächst, hat Irma mich bei Dir verklagt? Ihr seid ja außerordentliche Freunde, wie mir scheint.“

„Das that sie noch nie,“ erwiderte Ferdinand, „obwohl sie sicherlich Grund dazu hätte.“

„Pah, fange nicht wieder mit Deinen moralischen Predigten an, sonst müßte ich glauben, Irma habe Dich gestempelt, mich bei jeder Gelegenheit damit zu langweilen.“

„Es bedurfte für mich kaum der Bekanntschaft mit Deiner Gemahlin, um mich zu überzeugen, daß Du eine Frau, wie sie, nicht im geringsten verdient hast.“

„Thorheit, die Sache ging bisher ganz gut.“

„Ja, für Dich vielleicht, der vollkommene Freiheit hatte zu thun und zu lassen, was ihm angenehm dünkte. Hast Du Dir je klar gemacht, was Du zu ihrem Glücke thatest?“

„Wie zärtlich besorgt Du um das Glück meiner Frau bist! Sie hatte nicht den mindesten Anlaß, sich unglücklich zu fühlen.“

„Offenbar kannte sie Dich nicht,“ bemerkte Ferdinand sarkastisch.

„Verschone mich mit Deinen Scherzen! Jeder Mensch hat seine Fehler; ich war nicht schlechter, als Ihr alle.“

„Nur mit dem Unterschiede, daß wir keine

Gattinnen besaßen, die auf unsere Treue Anspruch erheben durften. Ich glaube nicht, daß die Partie völlig gleich liegt."

„Wer weiß, wie Du sein wirst, wenn Du verheiratet bist."

„Hätte ich das Glück, eine Frau zu bekommen, die ich so hoch schätzen könnte, wie Du die Deine schätzen solltest, ich würde ganz genau wissen, wie ich sein müßte."

Joachim drehte sich mit anscheinender Ruhe eine Cigarette. „Ich habe eine Vernunftheirat geschlossen," sagte er, „weil mir keine andere Alternative blieb, als dies zu thun oder dem Leben Valet zu sagen. Daß ich Irma nicht lieben lernte, ist nicht meine Schuld."

„Ich begreife in der That nicht, daß Du es nicht fertig brachtest."

„Mein Gott, es giebt nichts Unleidlicheres, als diese Tugendheldinnen, wie sie eine ist."

„Wenn dies ihr einziger Fehler ist, so danke doch Deinem Schöpfer dafür. Das Gegenteil ist leicht zu haben."

Der Baron trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tische; hätte er wirklich Irma sich anders gewünscht, als sie war?

„Willst Du mir nicht endlich sagen, was Ihr miteinander hattet?" fuhr Erlenstein fort. „Es scheint sich um etwas mehr, als um einen häuslichen Zwist zu handeln."

„Das Weib, die Langmeier, war schuld daran. Ihre Forderung, als sie die Geschichte zusammenbrachte, war horrend; ich ließ sie etwas warten, hatte es auch nicht zur Verfügung. So geht die Person, während ich verreist bin, zu Irma, erzählt ihr haarklein, wie ich darauf verfallen bin, sie zu heiraten und das übrige, — nun, Du kannst es Dir denken."

„Arme Frau!" konnte Ferdinand sich nicht enthalten zu sagen.

„Ach, wozu brauchte sie die Sache denn so tragisch zu nehmen?" brauste der Baron heftig auf. „Jetzt haben wir fünf Jahre in Frieden miteinander gelebt, und ich meinte, die romantischen Sparren müßten sich bei ihr verloren haben, da plötzlich macht sie mir eine Scene, als ob ich sie auf das schändlichste betrogen hätte!"

„Da hat sie recht!"

„Nun ja, Du mußt natürlich ihre Partei nehmen, während ich vor Wut vergehen möchte."

„Das finde ich sonderbar; Dir ist sie ja gleichgültig. Wie kann man sich alterieren, wo man nicht liebt?“

Der Baron warf sich in einen Sessel. „Sie war meine Frau,“ knirschte er, „und ich muß es mir als Almosen hinwerfen lassen, daß sie vor der Welt den Schein noch aufrecht erhält, während sie mir erklärt hat, daß wir von jetzt ab einander Fremde seien. Wenn Du es gesehen hättest, wie sie vor mir stand! Ich glaubte ein ganz anderes Wesen zu erblicken. Wirklich, wenn sie nicht meine Frau wäre, ich hätte sie, trotz meines Ärgers, bewundern müssen.“

„Hättest Du doch das schon einige Jahre früher gethan!“

„Es wäre vielleicht besser gewesen,“ meinte Joachim, „jetzt aber nützt es nichts mehr. Sie hat, wie sie sagt, ihr Vertrauen zu mir verloren, und ich kann mich nicht soweit vor ihr demütigen, den reuigen Sünder zu spielen.“

„Und wie gedenkt Ihr fortan Euer Leben zu gestalten?“

„Das mag der Teufel wissen! Wir werden hier den Karneval zubringen und dann auf unser Gut gehen, — weiter weiß ich nichts.“

Er zündete die Cigarette von neuem an, die ihm ausgegangen war.

„Wohin willst Du heute abend noch? Ich begleite Dich.“

„Ich? Nach Hause; wohin sonst?“

„Mit Deinem moralischen Katzenjammer scheint es Ernst zu sein,“ sagte Joachim.

„Ich kann nicht entdecken, daß Du in Deiner gegenwärtigen Stimmung Dich wohler befindest.“

„Möglich, aber was thue ich zu Hause? So werde ich noch in den Klub gehen, mir dort jemand zu einer Partie suchen. Irma sehe ich vor morgen abend um sechs nicht, wie sie mir dekretiert hat. Du bist ein für allemal zu Tische geladen, denn auch ich finde keinen Reiz darin, mit meiner Frau allein zu sein.“

* * *

Der Rechtsbeistand des freiherrlichen Hauses, Justizrat Hagen, war am folgenden Vormittage mit dem Aufsetzen einer wichtigen Verhandlung beschäftigt, als ihm etwas überraschend der Besuch der Baronin von Wengern angekündigt wurde.

Trotz der drängenden Arbeit unterbrach er sofort sein Diktat, ließ sich bei seinen im Vorzimmer harrenden Klienten entschuldigen und führte die ihm wohlbekannte Dame in sein Privatgemach.

„Eine seltene Ehre, die mir heute durch Ihr Erscheinen zu Teil wird, gnädigste Frau,“ sprach er verbindlich, als sie Platz genommen, „womit kann ich dienen? Es ist doch hoffentlich keine unangenehme Veranlassung, die Sie, verehrte Baronin, zu mir führt.“

„Nicht unangenehm, Herr Justizrat,“ erwiderte Irma, „doch vielleicht mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, die sich steigern werden, wenn ich Ihnen sage, daß in der Angelegenheit, welche ich mit Ihnen besprechen möchte, mit äußerster Vorsicht und Diskretion vorgegangen werden muß.“

„Bitte mich nur etwas näher zu informieren, gnädigste Frau; das andere soll pünktlich besorgt werden.“

Irmas Wangen färbten sich etwas höher; ihr lebhaft entwickeltes Ehrgefühl schrak davor zurück, vor dem fremden Manne sich einer vielleicht falschen Beurteilung aussetzen zu müssen, wenn sie den großmütigen Entschluß ausführte, der sie hierher getrieben.

„Es handelt sich um einen Freund unseres Hauses, einen Freund des Barons,“ begann sie, „der, wie ich annehme, zum Teil unverschuldet in eine drückende Lage gekommen und außer stande ist, seine Verbindlichkeiten wieder zu lösen.“

Sie stockte; der Notar nickte verständnisvoll.

„Ihr Herr Gemahl will seinem Freunde beistehen,“ sprach er, „ich begreife vollkommen, und da das Vermögen von Frau Baronin stammt, bedarf er Ihrer Ermächtigung. Das ist ja sehr einfach.“

„Nicht ganz, Herr Justizrat. Wenn ich eine Regelung der Angelegenheiten jenes Herrn wünsche und im Begriffe bin, sie Ihnen zu übertragen, so geschieht es ohne das Wissen des Barons, und ebensowenig darf meine Einmischung zu der Kenntnis dessen gelangen, den sie betrifft.“

Der Justizrat räusperte sich; der Fall war merkwürdiger, als er es anfangs gedacht. Die sittenstrenge Baronin von Wengern wollte hinter dem Rücken ihres Gemahls einem Freunde desselben die Schulden bezahlen, — seltsam!

Irma las den Zweifel, den sie gefürchtet, in dem scharf markierten Gesichte des Rechtsanwalts sofort heraus; mit stolzer Würde ertrug sie seinen forschenden Blick.

„Der Herr, von dem ich spreche, ist Graf Erlenstein,“ sagte sie mit fester Stimme, „und was mich entscheidet, ihn von der Last zu befreien, die ihn bedrückt, ist mein Wunsch, es ihm zu ermöglichen, das Mädchen zu heiraten, das er liebt, Comtesse Alice Felsegg, die gleich ihm mit Glücksgütern nicht gesegnet ist. Sie werden einsehen, daß dieser Grund für mich bestimmend sein kann, mit meinem Vermögen einzutreten. General Felsegg vermag es nicht, dies wird Ihnen bekannt sein; die Möglichkeit einer Verbindung zwischen beiden wäre von dieser Seite somit ausgeschlossen. Ich aber bin reich und eine kinderlose Frau.“

Der Justizrat verbeugte sich; es war ihm sichtlich lieb, daß es ein solcher Beweggrund war, der Frau von Wengern zu ihrem überraschenden Thun veranlaßte.

„Frau Baronin sind die Großmut und die Güte selbst,“ sprach er achtungsvoll. „So wäre es zunächst meine Aufgabe, festzustellen, wer die Gläubiger des Herrn Grafen seien und wie hoch die Summe sich beläuft.“

„Dies letztere hörte ich von dem Baron,“ bemerkte Irma, „es werden ungefähr sechzigtausend Mark sein.“

Herr Hagen rückte seine Brille fester. „Und diese große Summe wollen Frau Baronin aus eigenen Mitteln opfern, um zwei Ihnen nicht einmal anverwandten Personen zu ihrem Lebensglücke zu helfen?“ fragte er staunend.

„Wie Sie hören; es bleibt für mich noch ausreichend genug. Ich bitte Sie sogar, die Sache mit möglichster Schnelligkeit erledigen zu wollen und gebe Ihnen jegliche Vollmacht zu handeln.“

„Es wird nicht allzu schwierig sein. Der Herr Graf war vor einigen Monaten selbst bei mir, meinen Rat einzuholen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, mit wem er in Beziehung stände.“

„Um so besser. Geben Sie einem Ihrer Geschäftsleute den Auftrag, alle Forderungen ausfindig zu machen, eventuell alle Wechsel für ihn aufkaufen zu lassen, die Sie durch meinen Bankier dann ungesäumt einlösen werden.“

„Aber es wird nicht ganz ausführbar sein, daß der Herr Graf von dieser Großmut nichts erfährt; er muß es endlich doch wissen, daß er keine Verbindlichkeiten mehr hat.“

„Ersinnen Sie sich, was Sie wollen, um ihn wenigstens für einige Zeit im Unklaren zu lassen.“

„Und Ihr Herr Gemahl?“

„Darf vorläufig ebenfalls nichts davon erfahren. Später kann es geschehen. Wie Sie selbst erwähnten, habe ich ja doch die Verfügung über das von mir eingebrachte Geld behalten.“

Die letzten Worte wurden in dem eigentümlich harten Tone gesprochen, den sie seit kurzem anzuwenden pflegte; sie erhob sich und reichte dem Notar die Hand.

„In wenigen Tagen schon hoffe ich, einen Bericht von Ihnen zu empfangen, wie weit unsere Angelegenheit fortschreitet.“

„Ich werde nicht ermangeln, sie sofort in Angriff zu nehmen,“ versicherte der Rechtsanwalt, die Baronin zur Thür geleitend.

Als er wieder in sein Zimmer zurückkehrte, schüttelte er nachdenklich den Kopf.

„Das ist der sonderbarste Auftrag, der mir jemals vorgekommen,“ murmelte er vor sich hin, „wenn der nur nicht, statt mit einer Hochzeit, mit einer Scheidung endet.“

Neuntes Kapitel.

Der Karneval nahte seinem Schlusse, die Festlichkeiten drängten sich in rascher Folge; schon machten leise Frühlingsboten sich bemerkbar, die Bewohner der Residenz daran zu mahnen, daß die Zeit der Bälle, der Theater, der Maskeraden vorüber sei, um anderen Freuden Platz zu machen.

In dem Hause des Baron Wengern wurde bereits für die Übersiedelung auf das Land gerüstet; Joachim hatte die Absicht geäußert, diesmal sehr zeitig dorthin zu gehen und Irma keinen Einwand dagegen erhoben, obgleich sie, ganz ihren sonstigen Neigungen zuwider, ein ungewöhnliches Interesse an den diesjährigen Winterfestlichkeiten bekundet hatte. Seit Wochen schon war man keinen Abend mehr zu Hause; Irma schien es sich zum Grundsatze gemacht zu haben, keine einzige Einladung mehr auszuschlagen,

während sie sonst so gern einen Vorwand suchte, jedem größeren Feste fern zu bleiben.

Joachim beobachtete sie jetzt oft voller Staunen und inneren Grolles. Sie schien ihr einst stilles und schüchternes Wesen völlig abzustreifen, sie, die sonst nie zu der allgemeinen Unterhaltung etwas beizutragen pflegte, verschmähte es jetzt nicht, die oftmals faden Witze ihrer Tischnachbarn zu belachen, sich mit den sie während der Tänze umgebenden Herren in scherzende Wortgefechte einzulassen.

Er sah sie nur noch, wie er sie von früher her kannte, wenn sie in Erlensteins Gesellschaft war, — ernst, würdevoll, zurückhaltend und dennoch freundschaftlich vertraut mit ihm. Joachim wußte oft nicht, was ihn mehr verdrießen solle: ihre kleinen Koketterien mit den andern, oder ihr Verkehr mit seinem Freunde, den er selbst dazu veranlaßt, fast täglich sein Gast zu sein. Es wäre lächerlich gewesen, wenn er ihn jetzt hätte ferner halten wollen, nein, geradezu eine Tollheit, die wie Eifersucht ausgesehen. Eifersüchtig auf eine Frau, die er nie geliebt! Als ob es nach dem Vorgefallenen sich noch der Mühe verlohnt hätte, über irgend etwas in ihrem Leben sich zu echauffieren! Und doch, — es war seltsam, daß er so mißtrauisch

gegen seine Gattin geworden, seit er aus ihrem eigenen Munde gehört, daß sie ihn nicht mehr liebte. Er hatte nie daran gedacht, daß er verlieren könne, was er so fest zu besitzen geglaubt, er hatte ihre Liebe als etwas Gewohntes hingenommen, das sich von selbst verstand und jetzt — jetzt sollte es möglich sein, daß sie an ihm sich rächen wollte, indem sie einem andern schenkte, was ihm nicht mehr zu eigen war? Es fehlten nur noch wenige Tage bis zu ihrer Abreise nach Eichenberge, ihrer Besitzung, als der Baron zum ersten Male nach jener bedeutsamen Auseinandersetzung in das Zimmer seiner Gattin trat. Irma, die mit einem Buche am Fenster saß, schreckte bei seinem Erscheinen empor.

„Ich störe Dich, wie immer, jetzt,“ redete Joachim sie ironisch an, „doch kann ich Dir meine Gegenwart in dieser Stunde nicht ersparen, höchstens Dir versprechen, daß die Unterredung zwischen uns nicht lange dauern soll.“

Irma hatte sich gefaßt. „Nun gut, so sage, was Du wünschest,“ antwortete sie kalt.

Der Baron stützte seine Hand auf den Marmortisch, der zwischen ihnen stand.

„Du hast Dich von mir losgesagt und mir er=

klärt, daß Du der Pflichten Dich frei fühltest, die Du einst durch Deine Verheiratung mit mir übernommen. Ich kann mit Dir darüber nicht rechten, denn Dein Empfinden ist für Dich der Maßstab Deiner Handlungen, und dies sprach gegen mich. Doch wenn wir innerlich und in unserem Hause auch einander fremd geworden, — Du trägst noch meinen Namen, wie zuvor, und diesen vor übler Nachrede zu schützen, die Dein unvorsichtiges und unbegreifliches Benehmen hervorrufen könnte, fühle ich mich noch immer verpflichtet, soviel Du dagegen einwenden magst."

Irma lehnte sich gelassen in ihren Stuhl zurück. „Ich wußte nicht, daß ich eine Unvorsichtigkeit begangen, welche dem Namen, den ich trage, zum Nachteile gereichen könnte," erwiderte sie stolz. „Habe die Güte, Dich näher zu erklären. Mein Benehmen in den gesellschaftlichen Zirkeln, welche wir besuchen, bleibt, wie ich hoffe, noch hinter dem der Marchesa da Costa weit zurück."

„Deine Anspielung auf die Marchesa ist überflüssig. Es giebt Dinge, welche eine Frau in Deiner Stellung nicht thun darf, ohne sich der schlimmsten Verdächtigung auszusetzen, wenn ihre Handlungs-

weise bekannt würde; es giebt Opfer, welche niemand auf ein Übermaß von Edelsinn, sondern einzig und allein auf eine zu weit gehende Intimität mit demjenigen zurückführen wird, für welchen sie gebracht worden. Du wirst mir das Recht zu der Frage bestreiten, ich aber verlange Auskunft von Dir, als der Mann, dessen Weib Du geworden und vor der Welt noch bist: wie gelangtest Du dazu, Ferdinand Erlenstein die Schulden zu bezahlen, die bis zu der Höhe eines Kapitals angewachsen waren?"

In Irmas Antlitz veränderte sich kein Zug. „Bevor ich Dir darauf antworte," sprach sie, „darf ich mir wohl die Gegenfrage erlauben, durch wen Du Kenntnis von einer Thatsache erhalten, die ich als ein Geheimnis betrachtet zu sehen anordnete?"

„So leugnest Du es nicht einmal, daß Du diesen wahnwitzigen Großmutsakt begangen?"

„Nein!"

In des Barons Stirn war eine dunkle Röte gestiegen; es war ihm, als habe er nie einen ähnlichen Ingrimm gegen jemand empfunden, als gegen diese kalt und gleichgültig blickende Frau, welche es nicht einmal der Mühe wert fand, ihm eine Erklärung ihres Thuns zu geben.

„Du willst es wissen, von wem ich es erfahren, daß Du Deinem Freunde, — er muß es ja wohl sein, wenn man ihm solche Opfer bringt — aus der Not geholfen," sagte er endlich, sich zur Ruhe zwingend. „Er selbst brachte mich auf die Spur, als er mir mitteilte, daß ihm seine Wechsel eingelöst zurückgeschickt seien, mit dem Bemerken, es habe sich eine Persönlichkeit gefunden, die sie für ihn bezahlt, die jedoch ungenannt bleiben wolle. Nun kenne ich ja Erlensteins Beziehungen nur zu genau; ich weiß, daß er keine reichen Gönner, noch Beschützer hat; ich weiß auch, daß ein Mann niemals und eine Frau nur in vereinzelten Fällen einer so tollen Freigebigkeit fähig ist. Doch auch unter seinen Freundinnen ist nicht eine außer Dir, die neben den Mitteln den guten Willen hätte, ihm zu helfen. Ich ging zu Abrahamsohn, der in der letzten Zeit alle seine Wechsel in den Händen hatte und erfuhr, daß Hagen mit ihm konferiert habe. Von ihm aus begab ich mich zu unserem Bankier, dessen Leugnen ihm nicht lange half. Auf unser Konto, — entschuldige, auf das Deine, — sind zu derselben Zeit sechzigtausend Mark erhoben worden; ich kann nur annehmen, daß sie zu

Abrahamsohn geflossen, der ja ungefähr die gleiche Summe von ihm zu fordern hatte."

„Du hast einen anerkennenswerten Scharfsinn entwickelt, einer Sache nachzuspüren, die Dir gleichgültig für Dich selbst, im Hinblick auf Deinen Freund Dir aber befriedigend sein müßte, falls Du es wirklich wohl mit ihm meinst. Wenn Du es denn auf Umwegen erfahren, was ich selbst vor dem Grafen geheim zu halten beabsichtigte, so sehe ich nicht ein, weshalb ich es nicht bestätigen soll. — Ja, ich that es; ich löste auf solche Weise die Verbindlichkeiten eines Mannes, den Du selbst mir zugeführt und den ich genug schätzen lernte, um ihn aus der unwürdigen Lage zu befreien, in die er durch die Folgen seines früheren Jugendleichtsinns gedrängt werden konnte. Ich wollte ihn verhindern, zum Treulosen an dem Mädchen zu werden, das er liebt und dessen Herz auch ihm gehört, zum Meineidigen an einer andern, der er seine Hand, seinen Namen, sein besseres Selbst und seine Ehre zu verkaufen gezwungen, wenn ihm kein anderer Rettungsweg mehr geblieben, als sich an ein Weib zu ketten, das er als eine lästige Beigabe zu der ihm notwendigen Mitgift annehmen müßte."

Der Baron stieß ein kurzes, rauhes Lachen aus.

„Und wenn ich an diese ideale Absicht Deinerseits nicht glaubte, wenn ich vielmehr vermutete, daß die Rache, deren ersten Teil Du durch die Trennung von mir bereits erfülltest, Dir erst vollendet dünken wird, wenn Du die Pflichten, die Du von Dir warfest, thatsächlich in den Staub getreten?“

„So glaube von mir, was Dir beliebt,“ rief sie verachtend, „da Du vergessen zu haben scheinst, daß ich meine Lippen noch niemals mit einer Lüge befleckte.“

Sie stand vor ihm, wie an dem Tage, da sie sich von ihm geschieden, hochaufgerichtet, die flammenden Augen fest auf ihn gerichtet; es kam über ihn wie Beschämung, daß er sie in einem Verdachte, gleich jenem, gehabt.

„Eine Großmut, wie diese, durfte Erlenstein nicht annehmen,“ sagte er nach einer Pause.

„Weshalb nicht?“ entgegnete Irma kühlen Tones. „Auch Du nahmst zur Bezahlung Deiner Schulden das Geld von einer ungeliebten Frau.“

„Es ist ein Unsinn, dies mit jenem vergleichen zu wollen.“

„Das sehe ich nicht ein. Dein Freund verlangte es nicht einmal; ich that es aus eigenem,

freiem Willen und beanspruchte keinen Dank und keine Gegenleistung. Als ich mit Dir zu teilen mich entschloß, was ich an Reichtum vor Dir voraus erhalten, hatte ich ein Recht, eine Gegengabe zu erhoffen: das Glück, um welches Du mich betrogen. — Ich möchte wissen, wer von Euch beiden verwerflicher an mir gehandelt."

Der Baron biß sich in die Lippen. „Wie redegewandt Du seit wenigen Wochen geworden bist," bemerkte er, „nur schade, daß Deine Argumente nicht immer stichhaltig sind."

Irma zuckte die Achseln. „Gleichviel, ob sie es sind, ob nicht; Du äußertest vorhin, daß ich mein Empfinden zur Richtschnur meiner Thaten mache, so wird es dieses wohl auch sein, das meine Worte hervorruft."

„Sei wenigstens so gut mich ein andermal zu benachrichtigen, wenn Du eine ähnliche Verschwendungsscene aufführen willst," sagte er spitz.

„Es soll geschehen," antwortete sie leicht hin, „im übrigen sei außer Sorge. Unser Vermögen bleibt trotzdem groß genug und wir sind kinderlos."

Sie sprach die letzten Worte langsam, mit Betonung und sich in ihren Sessel zurücksinken

lassend, nahm sie ihr Buch von neuem zur Hand.

Der Baron verließ das Zimmer; seine Hände ballten sich, als er auf dem Korridor angelangt war. Abermals war sie Siegerin über ihn geblieben, die er so schrankenlos zu beherrschen gemeint; es war ein Dämon, der an der Stelle seines einst so sanften, fügsamen Weibes vor ihm gestanden, und er begriff nicht, woher sie plötzlich jene Willensstärke nahm, ihm in solcher Weise gegenüber zu treten, ihm die stolze Verachtung zu zeigen, die sein ganzes bisheriges Thun verurteilte und die ihn tiefer traf, als er es sich eingestehen mochte.

* *
*

Eine Woche später befand sich das freiherrliche Paar auf Eichenberge. Es war nicht Sehnsucht nach der ländlichen Stille ihrer ausgedehnten Besitzung, welche sie dorthin geführt, auch nicht der Wunsch, an der Stätte einer bestimmten Wirksamkeit zu sein. Joachim fand nur plötzlich den Aufenthalt in der Residenz völlig unerträglich und Irma war es gleichgültig, wohin sie ging.

Man hatte von den Freunden und Bekannten flüchtigen Abschied genommen; war doch so eigentlich,

mit Ausnahme Graf Erlensteins, auch niemand darunter, der einem von beiden innerlich näher stand.

Doch der Baron begegnete dem früheren Gefährten mit merklicher Kälte, vermied es, ihn wie sonst in sein Haus zu ziehen, sowie er es auch absichtlich vergaß, ihn für die Urlaubszeit des Sommers nach Eichenberge einzuladen.

Was er indessen durch sein auffälliges Zurückhalten zu verhindern gedacht, — es war für Erlenstein dadurch beschleunigt worden: die Entdeckung, wessen selbstloser Güte er die Befreiung von jenen ihn fast erdrückenden Verbindlichkeiten schuldete.

Am Morgen vor der Abreise der Baronin war er zu ihr gekommen und hatte versucht, ihr zu danken, während Beschämung und Ergriffenheit die Worte ihm zu hemmen drohten, welche er an sie richten wollte.

Sie hatte ihm endlich ihre Hände entzogen, die er wieder und wieder mit Küssen bedeckte.

„Sie sollen mir nicht danken, Graf,“ sprach sie zu ihm, „wenn Sie es denn erraten oder man es Ihnen hinterbrachte, daß ich Ihnen einen Dienst der

Freundschaft erwies. Ich wollte, daß Sie mit Alice glücklich würden und wußte, daß es kein anderes Mittel gäbe, dies endlich herbeizuführen. So möge denn Ihre Zukunft sich hell gestalten, wie es meine Wünsche für Sie in sich schließen, und Gott Ihnen an glückseligen Tagen alle jene hinzufügen, die er mir von meinem Leben kürzte. — Man sagt in der Welt um uns, daß Freundschaft in ihrer vollen Reine zwischen Männern und Frauen unmöglich sei. Lassen Sie das oberflächliche Wort uns Lügen strafen, und wenn als Opfer Sie bedrücken sollte, was mir kaum ein solches war, so mögen Sie sich erinnern, daß echte Freundschaft sich in Thaten äußern muß zum Wohle eines andern, soll sie den Namen verdienen, unter welchem wir das Beste zu bezeichnen pflegen, das wir auf dem Erdenwege uns gegenseitig geben können."

Joachim erfuhr von diesem Abschiede nichts; er war, als Erlenstein seinen Besuch machte, auf den Güterbahnhof gefahren, die Übersiedelung des Gepäckes anzuordnen. Es erschien ihm ein unerträglicher Gedanke, daß Ferdinand es wissen sollte, es sei Irma gewesen, welche ihm jenen Dienst geleistet; er grollte dem Freunde, daß er ihn angenommen,

ohne sich zu sagen, daß Erlenstein erst nach dem Abschlusse der Angelegenheit davon in Kenntnis gesetzt worden und er war überzeugt, daß des ersteren Empfindungen für seine Wohltäterin dann eine Wandlung erfahren würden, die beiden verhängnisvoll werden könne.

Die Einförmigkeit des Landlebens war solchen und ähnlichen Grübeleien nur zu günstig. Was sollte Irma bestimmen, ihm eine Treue zu halten, die er selbst in den kurzen Jahren ihrer Ehe so unzählige Male verletzt? Er hatte kein Recht mehr und auch nicht die Macht, sie zu strafen; sie hatte sich selbst die Freiheit verschafft, die er sich, trotz seiner Verheiratung, von Anfang an vorbehalten; sie wußte jetzt, daß das Gelübde seiner Liebe und Treue nur eitel Schein und Blendwerk gewesen.

Sie lebten nebeneinander dahin in der Stille ihrer fürstlichen Besitzung, inhaltsleere, freudenarme Tage. Die Frühlingssonne leuchtete auf Felder und Auen und lockte täglich neue Blüten aus der taufrischen Erde hervor, doch keine ihrer Strahlen vermochte in ihres Herzens Tiefe, in ihr ödes Haus zu dringen, — wohin der goldene Schein auch fiel, er traf nur kalte Pracht, von der er eilig wieder

weiterglitt, dorthin zu ziehen, wo helle Augen seinen belebenden Glanz wiederspiegelten.

Irma versuchte durch Ausübung selbstübernommener Pflichten ihrem Dasein mehr Zweck, ihrer Seele neuen Frieden zu geben. Sie errichtete eine Schule, in der auch sie zuweilen Unterricht erteilte, und eine Kinderbewahranstalt, wo man die Kleinen verpflegen sollte, während ihre Eltern auf Arbeit gingen. Die Wohlthätigkeit, die sie in der Residenz in ausgedehntem Maße geübt, fand auch hier ein weites Feld; über die Grenzen ihres Gutes hinaus in armselige Dörfer der Nachbarschaft erstreckte sich ihre Fürsorge, ihre menschenfreundliche Hülfe, — doch ach, all diese Beschäftigungen, all diese angestrengte Thätigkeit vermochten nicht das Dunkel ihres Inneren aufzuhellen.

Sie konnte sich momentan erfreut fühlen, wenn sie irgend eine Not gelindert und dennoch in der nächsten Stunde den Undank und die Unersättlichkeit der Menschen, denen sie wohlgethan, mit Bitterkeit empfinden.

Es war ein Surrogat des Glückes, was ihr tägliches, mühevolles Ringen ihr einbrachte, es war nicht die Befriedigung treuerfüllter Pflichten, welche

sie die Liebe lehrte, nicht jener frohe Ausblick in eine ferne Zukunft, die das Gewand beseligender Hoffnung trug.

Sie fühlte, daß sie sich durch Handlungen der Menschenliebe über ihr eigenes Elend zu betäuben suche und daß dieselben wertlos als solche seien, da sie aus keinem reineren Beweggrunde hervorgegangen. Sie wußte, daß das arme Weib am Wege, welche das Stück Brot in ihrer Schürze mit dem hungernden Handwerksburschen teilte, würdiger handle, als sie, weil ihre Wohlthat einem Impulse ihres Herzens entsprang, während sie, die millionenreiche Frau, von ihrem Überflusse nur gab, um in einem kurzen Momente der Genugthuung sich über die Öde ihres Lebens hinwegzutäuschen.

Ihr Eifer an ihrer Thätigkeit erlahmte; sie verlernte es, sich an den kargen Erfolgen zu freuen, die das irdische Mühen belohnen. Was lag daran, ob es ihr eigenstes Werk, daß jene spärliche Saat aufging, die sie in die Lebensfurchen ihrer Umgebung zu senken sich bestrebte? Verließ sie diesen Platz, so würden andere nach ihr kommen, die begonnene Arbeit fortzusetzen und ihrer niemals mehr, als flüchtig noch gedacht werden.

Ein Wort ihrer Tante kam ihr in den Sinn, welche unermüdlich Jahr für Jahr ihre Zeit humanitären Werken widmete.

„Ich rechne nicht auf Dank, noch Anerkennung, nicht auf Gegendienst, noch Erinnern," so lautete ihr Ausspruch, „denn ich weiß, daß Dankbarkeit nur für die Zukunft versichert wird, ohne jemals gehalten zu werden, Gegendienste jedem einzigen lästig und unbequem sind, Erinnerung unter neuen Sorgen schwindet."

Irma erkannte dieser Worte Richtigkeit an; hatte sie doch selbst in ihrem Wirkungskreise ähnliche Erfahrungen gemacht. Aber ach! Die trockene Art, mit der die Senatorin trotz alledem ihre Wohlthaten fortsetzte, war ihr nicht gegeben, vielleicht weil ihr Herz, um so vieles weicher und liebebedürftiger angelegt, sich mit der mechanischen Erfüllung einer kalten Pflicht nicht zu begnügen vermochte.

Sie hatte in der ersten Zeit ihrer Ehe es sich so schön gedacht, gemeinsam mit ihrem Gatten all jene Ideale verwirklichen zu dürfen, die ihr von ihrer zukünftigen Stellung als Herrin eines großen Güterkomplexes vorschwebten; in ihrem unerfahrenen jungen Kopfe wirbelte es von Plänen, die Lage

ihrer Untergebenen zu verbessern, sie einem erweiterten Bildungsgrade, einer höheren Sittlichkeit zugänglich zu machen. Joachim hatte mit seiner größeren Weltkenntnis ihr dabei helfen sollen und beiden würde, wie sie meinte, die auszuübende Herrschaft über den kurz zuvor erworbenen Besitz dadurch eine Quelle stets neuer Freuden sein.

Aber Joachim war nicht der Mann, sich solchen Plänen übermäßig gern zu widmen; er fand nicht einmal die Zeit, noch das Interesse dafür. In den letzten Jahren hatte er mit seiner Frau nur einige Wochen im Frühling und im Herbste auf Eichenberge zugebracht; im Sommer mußte man ein Seebad oder die Schweiz besuchen und nach Beendigung der Herbstjagden in die Stadt ziehen. Die Projekte, welche Irma ihm entwickelte, nannte er ebenso kostspielig, als unpraktisch; die Bauern hätten sich auch ohne solche Verbesserungen mit ihrer Lage bisher zufrieden gefühlt, und als Irma zu wiederholten Malen auf ihre Lieblingsidee zurückkam, war er ungeduldig geworden und hatte sie gebeten, mit ihren philanthropischen Schwärmereien ihn zu verschonen.

So hatte sie, eingeschüchtert durch die ihr gewordene Abweisung ihre Pläne für einige Zeit fallen

lassen — jetzt endlich war ein kleiner Teil derselben zur Ausführnng gekommen, und schon war sie müde von dem fruchtlosen Streben geworden.

Nur müde allein von diesem? Sie lächelte schmerzlich, wenn sie darüber nachdachte. Es war ihr ganzes Leben, an welchem sie müde geworden, das beraubte, freudenleere Leben, welches sich von dem des Verbannten nur dadurch unterschied, daß sie seidene Kleider trug und an silberbeladenem Tische speiste.

Für den Verbannten giebt es einen Gedanken, der ihn aufrecht erhält und trägt: es ist der Gedanke seiner endlichen Freiheit, der Rückkehr in sein Vaterland, und er erwacht am Morgen eines jeden Tages mit dieser Hoffnung, die ihm teuer ist, ob sie sich niemals auch verwirkliche. Ihr aber bot der Morgenstrahl, der sie erweckte, keine Hoffnung dar; sie sah den Tag aufdämmern, wie der gestrige gewesen und wie der nächste sein würde, in ewig gleicher Folge einförmig sich dahinziehend, und sie schauderte vor der langen Reihe von Jahren, die sich aus solchen Tagen für sie zusammensetzen konnten; war sie doch noch so jung!

Es war ihr, als ob unter dem Drucke, der auf

ihr lag, die Seele ihr verwelkte, langsam, unabwendbar, das warme Herz erstarrte, das sich darnach gesehnt, die Fülle seiner Liebe einem andern mitzuteilen und das mit seinen Schätzen allein geblieben, weil niemand sie begehrte. Sie hatte nichts zu geben gehabt, als dieses reiche, warme Herz; weder Talent, noch Gaben hatten ihr es erleichtern dürfen, den Mann, den sie gewählt, an sich zu fesseln — das Herz aber mit seiner tiefen Liebe, seiner wandellosen Treue war für ihn nur von geringem Werte gewesen; er hatte es ja kaum erkannt und nie beachtet, als er, ihr Geld im Auge, um sie warb.

„Und wenn ich aus der Welt jetzt ginge," dachte sie oftmals, „so würde er zufrieden sein, wenn er das Geld behielte, jenes Geld, das ich hasse und verabscheue, weil es ihn zum Betrüger machte."

Zehntes Kapitel.

Joachim hatte kaum vierzehn Tage nach seiner Ankunft Eichenberge wieder verlassen, um in das Gebirge zu gehen. Das Klima hier sei ihm nicht zuträglich, äußerte er; in Wahrheit jedoch peinigte ihn das ungestörte Beisammensein mit seiner Frau. Wie bleich sie fast immer war, der Blick der großen Augen so verschleiert! Und um den Mund, welch ein müder, melancholischer Zug!

Ihr Aussehen war eine stumme Anklage für ihn; so zog er es vor, derselben aus dem Wege zu gehen. Nun war er schon wochenlang entfernt, und Irma wußte nicht einmal, wo er sich befände. Geschäftsangelegenheiten wurden durch den Verwalter erledigt; ihr schrieb er nicht.

Sie unternahm, um sich zu zerstreuen, zuweilen größere Ausflüge und wanderte stundenlang hinaus in die Wälder, welche ihr Gut begrenzten, ohne die

Schönheit der keimenden, blühenden Erde zu erfassen, die sich in das Festgewand des Frühlings gekleidet. Wen selbst die Natur nicht mehr zu trösten vermag, der ist ganz verlassen! — Sie ging allsonntäglich in die kleine Kirche des Dorfes und hörte von dem Prediger, einem guten, unbedeutenden Manne, von der Ergebung in den Willen des Höchsten, von der Geduld unter dem Kreuze, das dem Erdengeborenen auferlegt würde, von der Liebe Gottes, die sich in der Züchtigung seiner Kinder offenbare, doch auch diese Worte vermochten ihr keine Linderung ihres Leides zu verheißen.

Sich ergeben! Sie murrte ja nicht gegen das ihr Auferlegte, das sie still und ohne Klage trug, doch ist der Schmerz als solcher schon gehoben, wenn man sich nicht dagegen empört? Die Zeit allein vermag zu heilen, was unheilbar erscheint, indem sie uns ein neues Kreuz sendet, daß unter demselben das erste zurückgedrängt wird, doch sie thut es nicht sogleich. Erst wenn wir uns die Schultern an dem einen wund und müde trugen, schickt sie uns das zweite, und wir begreifen es nicht, daß wir unter der Last des vorigen nicht zusammenbrachen, daß uns die Kraft noch blieb, ein neues auf uns zu nehmen.

Irma grübelte darüber, wenn sie einsam durch die Felder und Fluren schritt, bis ihr Weg sie zu dem Ziele führte, das sie seit Tagen sich, sei es durch Zufall, sei es durch Absicht, erkoren. Das war ein stiller, spiegelklarer Weiher am Waldessaume, um den das Schilfrohr wucherte und an dessen Rande gelbe Wasserrosen blühten. Wie sie hierher gekommen, was sie dort suchte — sie wußte es nicht. Der Weiher war wohl eine Stunde von ihrem Schlosse entfernt in einer Gegend, die ihr kaum bekannt gewesen. Sie hatte eines Nachmittags nach langem Umherirren davorgestanden und wie gebannt in seine Tiefe geschaut.

Die Sonne warf verglühend ihre letzten Strahlen hinein und füllte seine klare Fläche wie mit flüssigem Golde; das Schilfrohr hatte sich im Abendwinde flüsternd bewegt, im nahen Walde begann eine Nachtigall ihr frühes Lied, halb klagend, halb jauchzend.

Welch einen Zauber der einsame Platz auf sie ausübte! Vor Irmas Blicke stand die spiegelnde Fläche, als sie im Dämmer jetzt nach Hause eilte — sie träumte davon die ganze Nacht und am nächsten Tage hatte sie den Weg zu ihr zurückgefunden, wie, sie erriet es kaum.

Ein Baumstamm lag quer umgestürzt an einer steilen Uferstelle, dort saß sie Stunde um Stunde, das Wasser vor ihr zu betrachten, das sich so geheimnisvoll vor ihr ausdehnte — so lockend, so ruheverheißend!

Dort unten zu liegen, befreit von Erdenqual und Sehnen, die Wasserrosen ihre Blätter über sie breitend, das Schilfrohr weiter und weiter wuchernd, bis es ihre Ruhestätte verdeckte — welch ein trostvoller Gedanke! Es war ihr zuweilen, als ob es aus der Tiefe sich erhebe, mit geisterhaften Armen sie hinabzuziehen. — Wer würde trauern um sie, wenn sie aus dem Leben entschwände? Sie besaß niemand, dem ihr Scheiden einen Schmerz bereitete, niemand, den sie an ihr Sterbebette sich gewünscht hätte, sollte der Tod sie auf natürlichem Wege von der Erde hinwegrufen.

Der Zauber wich nicht, den der stille Waldsee ihr erschlossen, er wurde stärker und mächtiger; schon fehlte ihr etwas zu ihrem Dasein, wenn sie nicht wenigstens einmal täglich in jene rätselhaft verführerische Tiefe geblickt.

Sie begann sich mit der Vorstellung des Sterbens vertraut zu machen, in der sie allein noch Ruhe und

Frieden vor den peinigenden Empfindungen ihrer Seele fand. Ob wohl der Kampf ein schwerer war, der ein junges, blühendes Leben jählings vernichtet? Sie erinnerte sich, daß sie niemals krank gewesen; es war etwas Gewaltsames, ein Dasein auszulöschen, das auf der Höhe seiner Kraft noch stand. Die christliche Religion nannte es eine Sünde. Welch eine Bezeichnung aber giebt es für den Mord der Seele, der öfter noch, als jener, an den Erschaffenen begangen wird? Und ist die Seele tot und kalt geworden — welch einen Nutzen, welch einen Zweck hat noch der willenlose Körper, der sie trug? Der irdische Tod erscheint um so viel leichter, weil er Erlösung von der Qual des Denkens und Erinnerns verheißt.

Irma entschloß sich, ihre Angelegenheiten zu ordnen; mit Ausnahme einer Summe, welche ihrem Gatten für den Fall ihres frühen Todes zugesichert worden, durfte sie über alles andere verfügen und sie wollte von ihren Mitteln einen segensreichen Gebrauch gemacht wissen. Sie fuhr in die nächste Kreisstadt, bei einem Notar einige Bestimmungen niederzulegen. Die Hälfte ihres Vermögens sollte Joachim erhalten, das übrige zu Legaten an milde

Stiftungen und an Bedürftige verwendet werden. Ein größeres Kapital hatte sie als Brautgabe Alice Felsegg zugedacht; das Geld, das sie so unglücklich gemacht, sollte wenigstens dazu dienen, jene beiden, ihr lieben Menschen an das Ziel ihrer Wünsche zu bringen.

Als sie von ihrer Fahrt zurückkam, war es ihr, als hielte sie jetzt nichts mehr in der Welt, es war wie ein Gefühl der Freiheit nach langer Kerkerhaft, das sie durchströmte.

Nun noch die letzte Nacht, der letzte Morgen!

Wie strahlend hell die Sonne sich erhob, wie leuchtend blau der Himmel war, der sich über dem Stückchen Erde wölbte, das ihr eine Heimat hatte werden sollen und aus welchem sie jetzt in die Nacht des Todes fliehen wollte. Irma wanderte durch den kunstvoll geschmückten Garten; die Luft war von dem Dufte der Blumen schwer, es blühten schon die Rosen. War es denn möglich, daß es für sie Herbst geworden, der Baum des eigenen Lebens welk und kahl?

Der Gärtner kam ihr entgegen, sie auf einige seltene Exemplare seiner Rosenzucht aufmerksam zu

machen. Sie sprach freundlich anerkennende Worte zu ihm und nahm einige Blumen aus seiner Hand, bevor sie in das Schloß zurückschritt.

Die Anordnungen für den Tag waren bald gegeben, sie hielt sich jedoch länger, als sonst, heute in den Wirtschaftsräumen auf; es war ihr ein Bedürfnis, jedem der ihr Dienenden noch etwas Gütiges zu sagen, bevor sie für immer von ihnen ging. Für die Ausführung ihres Vorhabens erschien ihr der Nachmittag geeigneter, als der Morgen. Die Schloßbewohner waren daran gewöhnt, daß die Herrin weite Wanderungen unternahm; man würde sie nicht sofort vermissen. —

Wie seltsam, daß sie alle die Leute, die auf ihrem Wege ihr begegneten, niemals wiedersehen sollte! Wie seltsam, daß sich in die ehrerbietigen Grüße, die ihr zu Teil wurden, keine Verwunderung, kein Argwohn mischte, wohin sich ihre Schritte lenkten! Sie vermied es, die Dorfstraße zu gehen und schlug einen Fußpfad ein, der durch die Felder dem Walde entgegenführte. Die Sonne stand noch hoch, auf den Wiesen waren Männer und Frauen mit dem Einbringen des Heues beschäftigt, der würzige Hauch des verwelkenden Grases wehte zu ihr hinüber und

frische Mädchenstimmen sangen bei ihrer Arbeit ein heiteres Volkslied.

Irma blickte zu ihnen herüber und durch ihre Seele zog es wie eine Regung des Neides. Sie waren glücklich dort drüben, trotz ihres beschränkten Loses, das ihnen täglich harte Arbeit brachte, sie jubelten den Frohsinn ihres Herzens in munteren Weisen in die klare Luft hinaus, — sie ahnten nicht, daß unweit von ihnen eine einsame Frau dahinging, verzweifelnd an ihrem Geschicke, trostverlassen, kummermüde, — nicht, daß ihr kärglich Dasein ihr begehrenswert dünkte, weil es Zufriedenheit und Hoffnung in sich schloß.

Die Gegend wurde menschenleerer; schon war die Feldmark ihrer Besitzung überschritten; was drüben jetzt an Häusern schimmerte, gehörte zu einem ärmlichen Dorfe, das eine eigene Gemeinde für sich bildete. Noch eine Viertelstunde und der Weiher war erreicht; aus der Ferne winkten ihr die Schatten der Bäume, die den Beginn des Waldes kündeten. Jenseits dieser einzelnen verstreuten Bäume lag eine kleine Wiese, durch die ein Bach dahinfloß, ein stiller, lieblicher Platz, auf dem sie zuweilen gerastet hatte, bevor sie den Weg zu dem Weiher fand.

Es war ihr auf dem Wege heiß geworden; sie nahm den leichten Sommershawl über den Arm und befreite ihr Haar von dem breitrandigen Hute. — Da war sie schon, die lockende Wasserfläche, dort auch der Baumstamm, von welchem aus sie in die märchenhafte Tiefe zu schauen pflegte. Der Grund war an dieser Stelle nicht zu erblicken, auch das Geflecht der Wasserrosen begann erst einige Schritte weiter, — hier würde sie sofort untersinken. Sie hatte ihren Hut unter breitblätterigem Gesträuche verborgen; er konnte denen, die sie zu suchen kamen, den Ort verraten, wohin sie sich geflüchtet und sie, — sie wollte ja nicht gefunden sein.

Kein heuchlerischer Leichenstein sollte ihre sterbliche Hülle hüten, der offene Wasserspiegel hier nur sie bedecken und der Himmel ihr Grabgewölbe sein.

Sie faltete die Hände mechanisch zusammen, doch ihre Lippen sprachen kein Gebet. Wer noch zu denken, noch zu bitten vermag, wagt auch noch zu hoffen, — in ihrer höchsten Not erfaßt die Seele keinen klaren Gedanken mehr, der sich zu Worten zusammenfügen ließe. Was sich an Leid, an Qual und an Verzweiflung in ihres Lebens dunkelsten Stunden gesammelt, es steigt als stummer Hülferuf

empor zu ihm, in dessen Hand es liegt, die Dunkelheit zu lichten, die Last zu lösen, unter der seiner Geschöpfe eines besinnungslos zusammenbrach.

Und näher, näher schienen die schwarzen Fittiche des Todes zu rauschen, oder war es nur das unwillkürliche Grausen, das jeden einzigen von uns erfaßt, wenn er dem Ungeheuren in das hohle Auge blickte?

Irma war bis an den Rand des Wassers getreten; sie schloß die Augen, — ein kurzes Aufatmen noch — „es muß sein, es muß!“

Da tönte durch die Stille um sie her ein schwacher Schrei, und dann noch einer, — der Klang einer Kinderstimme, ein jammernder Laut, der sich zu kläglichem Weinen gestaltete.

Irma zuckte erschrocken zusammen; sie hatte weit und breit kein menschliches Wesen entdeckt; wer war in ihrer Nähe? Woher drang der Ruf?

Dort zwischen dem Röhricht schimmerte etwas Helles; aus dem Wasser, das an jener Stelle ziemlich seicht war, tauchte ein kleiner Körper auf, — ein Kind, das von ihr unbemerkt, sich dem Ufer genähert hatte und vielleicht, nach einer der gelben Rosen langend, in den Weiher gefallen war.

Die Baronin wußte nicht, wie sie plötzlich an jene Ufersenkung gekommen sei; ihr war es später zu Mute gewesen, als ob sie fliegend die kurze Strecke zurückgelegt, — schon netzte das Wasser ihre Füße und stieg bis zu den Knieen empor — sie achtete es nicht — mit einem Gefühle unsäglichen Triumphes ergriff sie das Leinenkleid, das den Körper des kleinen Ertrinkenden umschloß, dann diesen selbst, — hochklopfenden Herzens, atemlos kehrte sie mit ihm an das Ufer zurück, um erschöpft in das hohe Gras zu sinken.

Und dann lag es in ihrem Schoße, das gerettete Kind, ein engelschöner Knabe von vielleicht drei Jahren mit goldblondem Haar und großen dunklen Augen, die er jetzt verwundert zu dem gütevollen Angesicht über ihm aufschlug. Er hatte aufgehört zu schreien, während Irma unter beruhigenden Schmeichelworten ihm das buntleinene Hemdchen zu lösen versuchte, welches er als einziges Kleidungsstück trug, und mit ihrem seidenen Sommershawl die kleinen runden Glieder trocknete.

Sie war so eifrig damit beschäftigt, daß sie die Gestalt der alten Frau nicht nahen sah, die jetzt

vom Walde daherkam und bei ihrem Anblick entsetzt die Hände zusammenschlug.

„Willibald, — Unglückskind,“ rief sie, „wo hast Du gesteckt, während ich Dich überall suche?“

Irma erhob sich mit dem Knaben in den Armen. „Er war in das Wasser gefallen,“ berichtete sie, „gehört der Kleine zu Ihnen?“

„Es ist mein Enkelsohn,“ sprach die Alte, „und er lief mir fort, während ich da drüben auf der Wiese Gras schnitt. Aber die gnädige Frau bemühen sich gar zu arg mit dem unartigen Buben und das schöne Kleid ist auch über und über naß geworden.“

„Das hat nichts zu bedeuten; es ist jetzt nur notwendig, das Kind so schnell als möglich nach Hause und in ein warmes Bett zu bringen, damit ihm das kalte Bad nichts schade. Wo wohnen Sie, gute Frau?“

„Nicht gar weit von hier; die Gnädige können das Haus am Waldrande beinahe schon jetzt sehen. Aber ich habe keine Zeit, den Willibald dorthin zu bringen; muß noch vor Abend mit der Wiese fertig werden, denn mir hilft Keiner und meine Tochter ist krank.“

„So zeigen Sie mir Ihr Häuschen," gebot Irma, „ich werde den Kleinen heimtragen."

„Wie, Sie selbst, gnädige Frau? Aber das geht doch nicht an. Was soll es dem Jungen denn schaden, wenn er einmal tüchtig naß geworden? Der hat eine derbe Natur und Unkraut vergeht nicht."

„Lassen Sie es sich gefallen, daß ich es thue. Das Kind kann krank werden, wie Ihre Tochter, und das wollen Sie doch gewiß nicht."

Über das runzeliche Gesicht der Großmutter zuckte es. „Mit der Johanna ist es etwas anderes," sagte sie düster, „die steht nimmermehr auf."

Sie ging eine Weile schweigend neben der jungen Frau her, die den Knaben in ihren Shawl gewickelt hatte, und warf von Zeit zu Zeit einen mißtrauischen Blick nach ihr hin. Es war doch sonderbar, daß solch eine vornehme Dame sich so um das ihr fremde Kind sorgte.

„Ihr seid wohl sehr arm?" fragte Irma nach einer Weile. „Sagt es ohne Scheu; ich helfe Euch gerne."

„Nun ja," war die Antwort, „viel haben wir eben nicht. Mein Mann ist lange schon tot; er

war Waldhüter in den Forsten hier herum und meine Tochter, ja, die hätte es besser haben können, — war eben zu dumm dazu."

„Ist sie auch schon Witwe, da Euch der Schwiegersohn nicht bei der Arbeit hilft?" forschte Irma mitleidig.

Wieder schielte die Alte argwöhnisch zu ihr hinüber. „Mein Schwiegersohn," lachte sie bitter auf, „habe eben keinen, das ist der Jammer. Die Johanna war das schönste Mädchen weit und breit; war ihr Unglück das. Wäre sie weniger schön gewesen, hätte sie vielleicht einen braven Mann bekommen, — so ging es anders, und der vornehme Herr, der sie verführte, lachte sie obendrein noch aus." —

Irma fragte nicht weiter; sie schaute teilnehmend auf das gerettete Kind, dessen Vater ein Pflichtvergessener, dessen Mutter eine Sterbende war.

„Dort, wo der Weg sich zweigt, das letzte Haus ist es, wo wir wohnen," sagte die Alte jetzt, auf eine niedrige Lehmhütte deutend, „wenn gnädige Frau sich wirklich mit dem Jungen abmühen wollen."

„Ich werde es und zugleich nachsehen, woran es bei Ihrer kranken Tochter fehlt."

Die Großmutter strich mit der braunen Hand über des Enkels lockiges Haar.

„Nun dann sei brav, Willy, und fürchte Dich nicht.“

Aber Willy war gar nicht geneigt, sich vor der holdseligen Erscheinung zu fürchten, die ihn unter ihren Schutz genommen. Er richtete sich etwas empor, als seine Großmutter verschwunden und berührte mit den Händchen ein goldenes Medaillon, welches die Baronin am Halse trug.

„Wer bist Du?“ fragte er endlich mutig.

„Ich heiße Irma,“ antwortete die junge Frau.

Jetzt streckte sich das Händchen höher als zuvor noch und glitt liebkosend über die Wange der Baronin.

„Ich habe Dich gern,“ sagte der Kleine, mit jenem Ernst, der frühentwickelten Kindern eigen; die bloßen weichen Ärmchen legten sich um den Hals seiner Retterin.

Irma blieb einen Moment stehen; es war etwas in der unschuldigen Liebkosung, den Worten des schönen Knaben, das sie mit einem Schauer seltsam fremden Glückes erfüllte; sie drückte den kleinen Körper fest an sich und küßte das zu ihr emporgewendete Gesicht.

„Ich habe Dich auch lieb," lächelte sie und erstaunte, daß im gleichen Augenblicke eine Thräne auf die offene Kinderstirne fiel.

Die Lehmhütte war erreicht; Irma stieß die Thür auf, die in das Zimmer führte, welches außer der Küche den einzigen Raum zu bilden schien. Aus dem Bette, das an der Wand stand, richtete sich ein junges, bleiches Weib empor, dessen Antlitz die Spuren jener Schönheit zeigte, von der die Mutter Irma berichtet hatte.

Das nämliche reiche Goldhaar, welches das Köpfchen ihres Kindes schmückte, floß in üppigen Wellen über ihre Schultern hinab, die Augen jedoch waren von tiefem, durchsichtigem Blau, unähnlich den blitzenden schwarzen Sternen in des Knaben Angesicht.

„Ich bringe Ihnen Ihren Kleinen," redete Irma das junge Weib in mildem Tone an, „er war beim Blumensuchen in das Wasser gefallen und ich bin glücklich, daß es mir gelang, ihn rechtzeitig herauszufischen. Wollen Sie mir sagen, wo ich ein trockenes Kleidchen für ihn finde, da Sie nicht für ihn sorgen können und Ihre Mutter noch auf der Wiese beschäftigt ist."

Die Kranke bezeichnete unter verwirrten Dankesworten eine Truhe, in der die Baronin des Kindes Sachen finden würde; Irma legte den Knaben auf das Bett seiner Mutter und öffnete den Kasten, der wohlgeordnet die wenigen Habseligkeiten der Familie enthielt. Ein wollenes Röckchen lag oben auf; Strümpfe und Schuhe schien Willibald nicht zu besitzen.

Mit rascher Hand warf Irma ihm das Kleidchen über und glättete mit einem Kamme, der auf der Fensterbank lag, sein Haar; welch ein entzückendes Geschöpf der kleine Gerettete doch war, der lachend und plaudernd jetzt auf ihren Knieen saß und sich die Dienste der ihm fast Fremden offenbar gern gefallen ließ.

„Ich hoffe, daß der Sturz in den Weiher Ihrem Knaben nichts geschadet habe," wandte Irma sich an die Kranke, „und werde morgen kommen, mich davon zu überzeugen. Sagen Sie mir nur noch, ob ich Ihnen irgend ein Stärkungsmittel senden soll oder etwas anderes, das Sie für sich und die Ihren bedürfen."

Das junge Weib blickte schüchtern zu ihr auf. „Die gnädige Frau sind gar zu gütig," sagte sie leise,

„ich aber möchte nicht um etwas bitten, weil Sie schon so viel heute gethan haben.“

„So werde ich Ihnen morgen schicken, wovon ich denke, daß Sie es gebrauchen können,“ entgegnete Irma lächelnd, „und jetzt muß ich nach Hause, denn auch ich bin bei meinem Rettungswerke etwas naß geworden.“

Sie setzte den Knaben auf den Boden und reichte dem jungen Weibe die Hand, auf welche dieses ehrerbietig die Lippen drückte.

„Darf ich denn nicht fragen, wer meines Kindes Leben erhalten hat,“ fügte sie hinzu, „obgleich der gnädigen Frau an dem Danke einer armen Person, wie ich, nichts liegen kann?“

„Ich bin die Baronin Wengern auf Eichenberge.“

Es war ein günstiges Ungefähr für die Kranke, daß der Knabe im gleichen Augenblicke noch einmal zu Irma emporlangte und sie sich zu ihm niederbeugte; sie hätte sonst die tiefe Glut gewahren müssen, welche die Wangen der jungen Mutter überzog, die wie angstvoll jetzt ihr Antlitz in die Kissen drückte.

Doch die Baronin beachtete sie nicht; sie nickte dem Kinde noch einmal freundlich zu und verließ dann die Hütte, um den Heimweg anzutreten.

Die Sonne hatte sich hinter Wolken verborgen; ein kühler Wind strich über die Felder dahin und Irma empfand es plötzlich, was sie unter den Erlebnissen der letzten Stunden fast vergessen, daß sie noch immer in völlig durchnäßten Kleidern war. Ihren Shawl hatte sie in der Hütte gelassen und ihr Hut — einem jähen Schrecken gleich kehrte ihr die Erinnerung zurück, — er lag im Schierlingsgesträuch dicht an des Weihers Rande, wohin sie ihn verborgen, bevor sie sich in ihr feuchtes Grab stürzen wollte.

Ihr dunkles Vorhaben war gescheitert, — zwei schwache Kinderhände hatten sie zurückgehalten, die hülfeflehend sich ihr entgegenstreckten und den Entschluß aus ihr hinweggeweht, der sie so unaufhörlich Tag und Nacht beschäftigt.

War es ein Wunder, das Gott ihr gesandt, sie daran zu gemahnen, daß seine Liebe unendlich dennoch, wie seine Macht? Er hatte nicht gewollt, daß sie ihr Leben selbst vernichte, da er ein anderes Leben ihr zu erretten gab; — und wieder falteten sich ihre Hände, wie sie sich gefaltet in jenem letzten schrecklichen Momente, während ihre Gedanken in stummem, heißem Gebete empor sich wandten.

Sie dachte nicht mehr daran, daß sie am folgenden Tage ausführen könne, was der heutige verhindert, sie dachte nur, daß sie morgen in zwei Kinderaugen schauen würde, die mit vollem Liebesblicke den ihren begegneten und daß es eine holde Pflicht sein müsse, für das halb verwaiste kleine Geschöpf zu sorgen, es zu hegen, zu beschirmen.

Eilenden Fußes schritt sie dahin, der Richtung zu, wo ihre Besitzung lag, wirre Bilder vor sich und rasch auftauchende Pläne formend. Spät heimkehrende Arbeiter musterten verwundert die Schloßherrin, die ohne Hut noch Mantel in nassen, befleckten Kleidern an ihnen vorüberging, — sie bemerkte es kaum. Die Welt, die sie umgab, war für sie an diesem Abende versunken, die Qual in ihr verlöscht, die ihr Bewußtsein umdüstert hatte und es war stille in ihrer Seele.

Elftes Kapitel.

Der helle Morgenschein erweckte Irma aus tiefem Schlafe; sie schaute noch halb träumend um sich. Seit langen Wochen war sie stets mit dem trostlosen Gedanken erwacht, daß heute wieder ein öder, grauer Tag zu durchleben sei, der ihre Sehnsucht nach Erlösung aus dem Kerker ihres Lebens steigerte; — heute entsann sie sich, daß es ein Etwas gäbe, worauf sie sich freuen könne und wie sie dieses Gefühl beinahe verlernt habe, das doch so eigentümlich süß ihr Herz durchdrang, um sie aus ihrem Bette zu treiben, all jene Pläne sofort in das Werk zu setzen, die sie sich zur Erleichterung der Lage jener Kranken und ihrer Angehörigen ausgedacht.

In der Frühe schon ging sie mit der Wirtschafterin in die Leinenkammer, alles nur mögliche auszuwählen, wovon sie glaubte, daß die beiden Frauen es ver-

wenden könnten. Es hatte so armselig in der Hütte ausgesehen, die Überzüge der Betten waren mit andern Zeugstücken ausgebessert gewesen, die Jacke, welche die Kranke angehabt, zeigte verschiedene Schäden; der kleine Willibald hatte außer seinem Leinenröckchen kein anderes Kleidungsstück getragen.

Irma lächelte freudig bei der Vorstellung, was es alles für ihn zu arbeiten geben werde; das weiche Leinen, welches ihr gerade unter die Hände kam, mußte prächtige Hemdchen für ihn abgeben; gleich heute wollte sie mit dem Nähen derselben anfangen lassen. Die Wirtschafterin wagte endlich einen leisen Einspruch, als sie die Berge von Sachen sah, die in die Hütte der Frauen geschafft werden sollten.

„Wenn gnädige Baronin schon so reichlich an fremde Dorfleute geben wollen," bemerkte sie, „dann werden bald alle Armen aus dem ganzen Umkreise kommen und unterstützt werden wollen. Dergleichen Menschen können ja nie genug bekommen, wo sie nur hören, daß es etwas giebt."

„O lassen Sie, Frau Mertens," schnitt Irma ihr die weitere Gegenrede ab, „Sie sehen, daß noch Vorrat hier für viele ist und wissen, wie gern ich

für Kinder sorge. Bis diese Leinenmassen aufgebraucht sind, leben wir wohl beide nicht mehr."

Frau Mertens hätte gern geäußert, daß ihre Gnädige noch jung genug sei, um eigene Kinder zu bekommen, für die man all jenes Linnen dann verarbeiten könne, aber sie wagte es nicht. Der Dienerschaft konnte es unmöglich verborgen bleiben, daß irgend etwas zwischen der Herrschaft „nicht richtig" sei. Der Herr Baron war stets so mißgestimmt, die gnädige Frau so still und traurig; heute zum ersten Male war der schwermütige Zug aus ihrem Angesicht verschwunden, — was mochte vorgegangen sein, sie froher zu machen?

Daß sie wieder ein paar bettelarme Weiber entdeckt, denen sie beistehen wollte, konnte doch nicht die Ursache sein. Und diese Umstände mit dem fremden Kinde! Als ob es nicht genug dergleichen in Eichenberge selbst gäbe! Das war ja eine ganze Ausstattung, die für den Jungen hergestellt werden sollte.

Ein reitender Bote wurde noch am Vormittage in das nahe Städtchen geschickt, um verschiedenes Spielzeug für ihn zu kaufen, da man solches im Schlosse nicht besaß. Zu den vielen Sachen, welche sie zur Mitnahme bestimmt, hatte die Baronin immer

noch etwas Stärkendes für die Kranke, etwas Nützliches für den Haushalt hinzuzufügen. Als sie endlich selbst aus dem Portale des Schlosses trat, konnte sie eines hellen Lachens sich nicht erwehren über die wunderlich ausgestattete Equipage, in der sie ihre Fahrt in das Nachbardorf unternehmen wollte; — wie lange hatte sie nicht mehr gelacht!

Der Weg bis zu dem Häuschen ihrer Schützlinge erschien ihr kürzer, als sie es geglaubt; sie schaute wieder freien Blickes um sich und es war ihr, als ob erst heute ihr die Pracht des Frühlings aufgegangen, zwischen der sie achtlos bisher dahingeschritten. Sie hatte von der Erde sich bereits losgelöst gewähnt, — jetzt war es ihr, als ob ihr neugeschenkt zu teil geworden, was sich an Schönheit rings um sie entfaltete.

Die Großmutter war diesmal daheim; sie arbeitete in dem Stückchen Gemüsegarten, das sich neben der Hütte dahinzog; der kleine Willibald saß neben ihr und spielte mit den Bündeln Unkrauts, welches sie beim Jäten auf den schmalen Fußpfad des Gärtchens geworfen. Sein helles Jauchzen bewies Irma, daß er sie wiedererkannt; sie sprang aus dem Wagen, auf

ihn zuzueilen und überließ es ihren Dienern, die mitgebrachten Gaben in das Haus zu tragen.

Die Alte kam herbei, die vornehme Frau zu begrüßen; sie schlug in staunender Freude die Hände zusammen, als sie den ungeahnten Reichtum vor sich erblickte, der in ihrer Hütte eingekehrt war.

Mit dem Knaben an der Hand betrat Irma das Zimmer seiner Mutter, die ebenfalls auf das Höchste überrascht, dennoch mehr erschreckt und verwirrt über die Freigebigkeit der Baronin schien. Irma gewahrte es nicht, sie ordnete mit Hülfe der Großmutter die mitgebrachten Geschenke in Schrank und Truhe und nahm dann, als alles ausgepackt war, auf einem rohen Holzstuhle vor dem Tische Platz, um die Spielsachen für den Knaben auszubreiten.

Der kleine Willibald war auf ihren Schoß geklettert, mit großen, glänzenden Augen dem Vorgange zu folgen. Welch neue, ihm gänzlich unbekannte Dinge er dort vor sich sah, der bisher nie ein Spielzeug besessen und all die schönen Sachen sollte er anfassen, ja, behalten dürfen, wie die gütige Frau sagte, die sie ihm gebracht.

Irma überließ ihn endlich seinen Schätzen und trat zu dem Bette der Kranken; die Großmutter hatte

sich wieder an ihre Arbeit begeben. Es fiel ihr nicht auf, daß das junge Weib, scheu und verlegen, kaum ein Wort des Dankes hervorbrachte; die Armen, welche sie unterstützte, waren oftmals so und sie hatte ja auch weniger an Johanna gedacht, als an das Kind, das ihr unter so eigentümlichen Umständen nahe getreten war.

„Ich möchte Ihr Los Ihnen erleichtern," sprach sie freundlich, „und denke, daß es für die nächste Zeit mit dem geschehen ist, was ich Ihnen heute mitbrachte. Doch scheint es mir in gleichem Maße notwendig, daß Sie für Ihr Leiden den Rat eines erfahrenen Arztes in Anspruch nehmen; ich habe bereits Doktor Braun aus unserer nächsten Stadt benachrichtigt, daß er Sie so bald als möglich besuche."

Die Augen der Kranken verschleierten sich. „Ich danke der gnädigen Frau Baronin für die viele Güte," sagte sie mit ihrer leisen, hektischen Stimme, „aber der Herr Doktor hat mich einmal schon gesehen im vorigen Winter, als ich noch gehen konnte und ich glaube, daß er mir auch nicht mehr helfen kann."

„Das käme auf eine abermalige Frage an," tröstete Irma, „Ihnen hat es an der erforderlichen Pflege gefehlt und wohl auch an den Mitteln, sich

eine solche zu verschaffen. Doch das ist nun vorüber, da ich fortan für Sie zu sorgen gedenke. Ist es Ihnen erwünscht, nach Eichenberge überzusiedeln, so richte ich dort im Hause unseres Verwalters eine behagliche Wohnung für Sie ein und hätte dann auch meinen kleinen Liebling, Ihren Willibald, näher."

Über die Stirn der Kranken schoß eine jähe Röte, wie am gestrigen Tage, da sie den Namen der Retterin ihres Knaben vernommen.

„Nach Eichenberge," stieß sie hastig hervor, „nein, niemals."

„Aber weshalb nicht?" fragte Irma befremdet. „Ich hoffe, Sie erkennen, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Ich erkenne es, o so sehr," murmelte das junge Weib, „doch gnädige Baronin wollen verzeihen, ich möchte hier bleiben, wo ich geboren bin; es ist ja ohnehin nicht mehr auf lange."

Irma schwieg einige Minuten. „Sie nehmen es mit solcher Gewißheit an, daß Ihr Ende nahe bevorstehend sei," bemerkte sie, „haben Sie für einen solchen Fall daran gedacht, was aus Ihrem Kinde werden solle? Ihre Mutter ist alt und wird ihm nicht lange mehr Stütze sein."

Die Kranke zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge. „Dann muß die Gemeinde für ihn sorgen," sagte sie, „wir sind ja von hier."

„Wissen Sie niemand, dessen Pflicht es wäre, für Ihr und sein Kind etwas zu thun?" fragte Irma ernst.

„Nein."

„Lebt Ihres Knaben Vater nicht mehr?"

„Ja, er lebt noch," war die düstere Antwort.

„Warum wenden Sie sich nicht an ihn?"

Die Kranke erwiderte nichts.

„Ich forsche nicht aus Neugier," fuhr Irma fort, „doch will ich mir selbst das Recht sichern, über Willibald schützend meine Hand zu halten, wenn Sie nicht mehr sind."

Johanna kämpfte noch immer schweigend mit sich, bis sie endlich sagte: „So eine, wie ich, verdient es nicht, was die gnädige Frau für mich und den da thun wollen."

„Sie sind eine Unglückliche," entgegnete Irma milde, „und wie mir scheint, auch eine Betrogene; dies ist mir genug."

In dem Antlitz des jungen Weibes zuckte es. „Eine Betrogene, ja," antwortete sie, „aber es ist

mir recht geschehen. Ich bildete mir ein, der vornehme Mann, der täglich mich zu treffen wußte, wolle mich heiraten, wenigstens that er so, doch als ich im Unglück steckte, sagte er nur: weshalb warst Du so dumm?"

Die alte Geschichte! So alltäglich in ihrer Art und doch so voll verzweifelnden Jammers für den, der sie erlebt.

„Konnten Sie es denn erwarten, armes Kind, daß ein vornehmer Mann, wie Sie ihn bezeichnen, Sie zu seiner Frau machen würde?" sprach Irma endlich. „Und waren Sie nicht zu leichtgläubig, zu vertrauend gewesen?"

„Das war ich; habe auch schwer genug dafür zu büßen gehabt. Dachte immer, ich sei zu etwas Höherem und Besserem bestimmt, als die andern, die ich kannte; dafür nannten sie mich stolz und hochmütig und freuten sich, als sie nachher mit Fingern auf mich weisen konnten. Wir wären auch nicht so tief ins Elend gekommen, wenn nicht alle ihre Schadenfreude über uns gehabt."

„Weshalb verfolgten Sie nicht Ihre Ansprüche bei dem Vater Ihres Kindes? Hat er Sie so schnell verlassen?"

„Er war monatelang in fremden Ländern, wo, weiß ich nicht, als der Knabe geboren ward; dann als ich endlich hörte, daß er wieder zurückgekommen, ging ich hin und mahnte ihn an alles, was er mir versprochen und an seine Pflicht gegen das Kind. Da sagte er," —

„Nun was, Sie armes Geschöpf?"

„Er sagte," stieß die Kranke heiser hervor, „daß ich ihn nicht behelligen solle und daß er längst verheiratet sei."

„Großer Gott!"

„Und als ich ihn an das Kind erinnerte und daß ich von ihm zu fordern habe, er möge sich seiner annehmen, da antwortete er mir, er könne ja nicht wissen, ob er wirklich der Vater sei. — Gnädige Frau, ich war ein ehrbares Mädchen gewesen bis zu der Stunde, da ihn das Unglück mir in den Weg führte, ich hatte nie einen Liebsten außer ihm gehabt und sollte mich jetzt als eine Dirne aus seinem Hause jagen lassen? Ich ging fort und gelobte mir, daß ich aus seiner Hand nie einen Heller für mein Kind nehmen und lieber mit ihm zusammen verhungern wolle. — So wissen Sie, wie es gegangen ist und ich kann nicht dafür, wenn Sie mich nun verachten."

„Das thue ich nicht, Johanna,“ sagte die Baronin mit ihrer weichen, klaren Stimme, „doch jetzt wird es mir zum festen Entschlusse, was ich auf dem Wege hierher erwog.“

Der Knabe kam herbeigelaufen; er wollte von seiner Wohlthäterin zwei kleine Pferde an einen Miniaturwagen geschirrt haben. Irma streichelte gedankenvoll sein goldenes Haar.

„Ich sagte Ihnen, daß ich um Ihres Knaben willen mich Ihrer angenommen und weshalb er mir in so kurzer Zeit lieb und teuer geworden, es möge unausgesprochen bleiben. Sie sehen in mir eine kinderlose Frau, die dennoch sich unbeschreiblich darnach sehnt, etwas zu besitzen, das sie behüten und pflegen dürfte. Überlassen Sie mir Ihr Kind, für das Sie selbst nicht mehr zu sorgen vermögen, sei es sogleich, sei es erst später und ich gelobe Ihnen, daß Willibald mein Sohn sein und bleiben wird.“

Über die Wangen des kranken Weibes rollten schwere Thränen.

„Der Gedanke des Scheidens von dem Knaben bereitet Ihnen begreiflicherweise Schmerz,“ fügte Irma hinzu, „bedenken Sie jedoch, welches sein Los sein würde, wenn Sie in der That frühzeitig

abgerufen werden und ihm, dem elternlosen Geschöpfe, das traurige Geschick einer Gemeindewaise zu Theil wird, wo er verwahrlost an Leib und Seele den niedrigsten Diensten für sein ganzes Leben anheimfällt. Würde es Ihnen die Sterbestunde nicht erleichtern, wüßten Sie ihn in meinen Händen, in meinem Hause, das ihm eine Heimat sein soll?"

„Sie könnten es bereuen, daß Sie ihn zu sich genommen," flüsterte Johanna, „und dann würde er unglücklicher sein, als vorher."

„Ich verspreche Ihnen als heiliges Gelöbnis, daß ich jederzeit für ihn Sorge tragen werde, was auch geschehe," antwortete Irma ernst. „Nicht einmal den Namen des Mannes will ich wissen, der so schlecht an Ihnen gehandelt, damit der Knabe nie jemand, als mir allein gehöre."

„Sie sollen ihn erfahren, wenn ich gestorben bin."

Irma erhob sich von ihrem Platze neben dem Bette. „Also einverstanden?" fragte sie befriedigt. „Willibald wird mein?"

Und die Kranke preßte die bleichen Hände zusammen, als müsse sie sich die Einwilligung von der Seele ringen und flüsterte: „Gott segne Sie!"

„Leben Sie wohl, Johanna!"

Die Baronin wollte das Zimmer verlassen, der kleine Knabe klammerte sich an ihrem Kleide fest. Ihm war die Gesellschaft seiner Retterin lieber, als die der stets mürrischen Großmutter, der totkranken Mutter, er verlangte weinend in dem schönen Wagen mitzufahren, der unweit der Hütte hielt. Irma wandte sich noch einmal zu der Leidenden zurück.

„Sie sehen, welche Freunde wir schon geworden," sagte sie heiter, „geben Sie ihn mir bis morgen besuchsweise mit. Ich habe einen Grund dafür, denn ich möchte ihm zu den Kleidchen Maß nehmen lassen, die ich für ihn anzufertigen befohlen."

Johanna nickte stumm und auch die Großmutter erhob keinen Einwand; ihr war es eher erwünscht, den lebhaften Knaben, der sie bei jeder Arbeit hinderte, nicht fortwährend beaufsichtigen zu müssen. Eine Minute später rollte der Wagen mit der glücklich lächelnden Baronin, dem jubelnden Kinde davon.

* * *

Das war eine lustige Fahrt! So war es ja noch nie gewesen! Irma hatte alle Mühe, den vor

Entzücken strampelnden Kleinen vor dem Hinausfallen zu bewahren. Jeden Augenblick entdeckte Willibald etwas Neues, das seine höchste Aufmerksamkeit erregte.

Bald waren es die blanken Knöpfe an den Livreen des Kutschers und des Dieners, bald ein in der Ferne auftauchender Kirchturm, bald eine Herde Kühe, die vorüber getrieben wurde. Er hatte in seinem kurzen Leben, außer der mütterlichen Lehmhütte und einem Stückchen Wald und Wiese noch so gar nichts gesehen, und Irma antwortete auf seine Fragen lachend, plaudernd, jubelnd endlich, wie er, daß sich der Diener, trotz alles Respektes, doch einmal befremdet umzublicken wagte, da er die Gnädige so völlig verwandelt fand.

Sie langten in dem Schlosse an; Irma hob das Kind selbst aus dem Wagen und trug es in eines der zur ebenen Erde gelegenen Zimmer, wohin sie ihre Kammerfrau und die Wirtschafterin bescheiden ließ. Die Toilette des Kleinen mußte gemacht, die inzwischen angefertigten Kleidungsstücke besichtigt werden; zum Glück war einiges schon fertig, Strümpfchen und Schuhe waren ebenfalls zur Auswahl aus der Stadt gesendet worden.

Die beiden Dienerinnen, welche der Baronin

bei ihrem Werke hülfreiche Hand leisteten, konnten sich im stillen nicht genug wundern, welche Umstände die Gnädige mit dem hereingeschneiten Bauernbuben mache. Als jedoch Willibald, dem warmen Bade entstiegen, mit frisch gekämmten Locken im weißen Kleidchen und bunter Schärpe vor ihnen stand, mußten sie sich gestehen, kaum etwas Lieblicheres gesehen zu haben, als den kleinen Fremdling, der ihrer Herrin Herz gewonnen.

„Wo soll er denn aber schlafen, wenn er heute Nacht hier bleibt?“ erinnerte endlich die bedächtige Wirtschafterin.

„Nun, natürlich in meinem Zimmer,“ erklärte die Baronin. „Ach, ich vergaß, wir haben ja kein Bettchen für ihn.“

„Das wäre vielleicht vom Verwalter oder vom Gärtner zu beschaffen,“ sagte Frau Mertens, „freilich, sie brauchen sie selbst, aber für eine Nacht leihen sie schon eines her. Nach der Stadt zu schicken ist es wohl zu spät.“

Die Sorge, wie man in der Eile ein Kinderbettchen herstellen könne, dünkte Irma ebenso neu, als unterhaltend. Was doch für ein Leben mit dem kleinen Schützling in das Haus kam, —

welch eine beglückende Mühe! Ja, auf Kinder freilich war das prunkende Schloß nicht eingerichtet; auch von den Gästen, die zuweilen geladen wurden, brachte niemand Kinder mit. Irma liebte es nicht; es erschien ihr stets eine schmerzliche Erinnerung, daß ihr selbst das Mutterglück versagt geblieben.

Sie erteilte der Wirtschafterin und der Kammerfrau noch einige Aufträge, hinsichtlich der Lagerstätte des Knaben und ging dann mit dem letzteren in den Garten, ihm alle Herrlichkeiten dort zu zeigen: die zahmen Rehe, die ihr entgegeneilten und mit den braunen Augen zutraulich zu ihr emporblickten, die weißen Schwäne auf dem Bassin in der Mitte des Parkes, welchen Willibald Brocken zuwerfen durfte, die Goldfasanen hinter ihrem Gitter und die Fülle der Blumen auf den Beeten ringsumher.

Wie lange hatte sie die Freude an all diesen längstgewohnten Dingen verloren, — heut erschienen sie ihr neu und von größerem Werte als zuvor, da Willibalds Glückseligkeit über diese Wunder alle Grenzen überstieg.

Und fast noch mehr gab es im Schlosse zu bestaunen, als sie mit dem sinkenden Abend ihn dorthin zurückführte, doch schien die überall entfaltete

Pracht den kleinen Fremdling einzuschüchtern; er schmiegte sich fester an das Kleid seiner Beschützerin und lugte scheu aus den Falten desselben hervor, die goldverzierten Möbel, die kostbaren Gemälde, die zahllosen Kleinigkeiten zu bewundern, die auf Tischen und Etagèren standen. Die deckenhohen Spiegel besonders erregten ihm Furcht, aus denen jedesmal ein kleiner Knabe im weißen Kleidchen mit blonden Locken, großen Auges und erschreckt ihn anschaute. Dann kam die Abendmahlzeit, die heute für Irma den einsam traurigen Charakter früherer Tage verloren hatte; der Kleine saß neben ihr und sie lehrte ihm, wie er den Löffel in das rechte Händchen zu nehmen habe, seine Suppe zu essen. Wenn sie ihn später ganz erhielt, mußte doch mit seiner Erziehung frühzeitig begonnen werden.

Das Lager für ihn war inzwischen hergerichtet worden; eine einfache Bettstelle hatte der Gärtner geliehen, der einen Knaben im gleichen Alter besaß, Kissen und Decken lieferte der Vorrat des Schlosses. Irma schlief wenig in dieser Nacht. Sie lauschte auf die ruhigen Atemzüge des Kindes, das einst das ihre werden sollte und sie beugte sich zuweilen aus ihrem Bette, in dem Schein der Ampel das blondlockige

Köpfchen zu betrachten, das aus den weißen Kissen hervorschimmerte. — Eine Frühlingsblume in der Wüste ihres Lebens! Es war ihr, als ob sie noch einmal beginne, an ein Glück zu glauben, das ihr der Strahl zweier Kinderaugen verheiße!

Am folgenden Morgen fuhr sie mit Willibald zur Stadt, einige Einkäufe für ihn zu machen; auch das Bettchen mußte besorgt werden; er sollte doch nun häufig ihr Gast sein; sie nahm sich vor, ein Zimmer in der Nähe des ihren ganz zum Kinderzimmer einzurichten. Der Gedanke wurde ihr bereits schwer, daß sie ihn nachmittags wieder seiner Mutter zurückbringen sollte.

Willibald äußerte auch keine Sehnsucht nach seiner bisherigen Umgebung; die Mutter hatte sich seit Monaten schon mit ihm nicht beschäftigen können, Spielkameraden besaß er nicht. Seit gestern aber hatte er so viel Neues und Schönes erlebt, seit gestern war stets eine holde, fremde Frau bei ihm, deren süße Stimme auf alle seine Fragen antwortete und die immer bereit war mit ihm zu spielen, ihn zu unterhalten, es war begreiflich, daß er nicht nach der ärmlichen Hütte zurückverlangte, die er mit einer anderen glänzenden Heimat vertauscht.

Die Kranke und ihre Mutter empfingen ihn mit Ausrufen der Bewunderung, als er in seinem neuen Anzuge gegen Abend bei ihnen erschien, doch beide wagten ihn kaum zu berühren, aus Furcht, etwas von den kostbaren Sachen zu verderben. Er kam ihnen wie ein verzauberter Prinz vor, der nicht mehr in die alte Umgebung gehörte.

Auch Irma empfand dies; das Kind hatte sich an sie überraschend schnell gewöhnt und es schmerzte sie, daß er in dieses traurige Heim zurückgestoßen werden sollte, wo er nur die notdürftigste Aufsicht und Pflege erhalten konnte.

„Ich möchte Ihnen die Bitte aussprechen, Johanna," sagte sie zu der Kranken, „mir Willibald schon jetzt zur Erziehung anzuvertrauen. Er scheint ein ungewöhnlich gewecktes Kind zu sein, das ungehütet nicht länger bleiben dürfte. Mir ist es Freude und Befriedigung, ihn um mich zu haben und ich verspreche Ihnen, täglich ihn hierher zu bringen, damit Sie ihn nicht ganz entbehren."

Die Mutter schien zu schwanken, ob sie in die Trennung willigen solle; die Großmutter jedoch legte sich in das Mittel.

„Gieb ihn nur her, Johanna," sprach sie ruhig,

„wir können doch nichts für ihn thun und er ist ein gar zu wilder Bube, mit dem ich kaum mehr fertig werde. Schau ihn nur an; zu uns paßt er schon nicht mehr; wer soll ihn denn so fein herausputzen, wenn er wieder bei uns bleibt?“

Die Kranke warf einen Blick auf das Kind, das sich mit den gestern erhaltenen Spielsachen beschäftigte.

„Er macht sich auch nicht viel aus mir,“ murmelte sie.

„Das brauchst Du ihm nicht vorzuwerfen,“ meinte die Großmutter, „Du hast Dir auch nie viel aus ihm gemacht; hattest ja auch nichts, wie Schande und Elend durch ihn.“

Johanna seufzte. „Ich hatte gelernt, seinen Vater zu hassen; oftmals war es mir, als könnte ich das Kind deshalb nicht liebgewinnen.“

Der Arm der Baronin schlang sich in aufwallendem Gefühle um den Kleinen. Dies zu besitzen und es nicht lieben zu können, trotz alles Schmerzes, den es über seine Mutter gebracht, — war das denn möglich?

„So lassen Sie ihn mir,“ sprach sie entschlossen, „ich habe keinen Grund, ihn nicht zu lieben, und

er soll es niemals empfinden, daß er ein Frühverwaister ist."

Die beiden Frauen wechselten einen raschen Blick miteinander, in dem sich Mißtrauen und Besorgnis spiegelten. Die Alte begleitete Irma an den Wagen, nachdem letztere noch ein reiches Geldgeschenk für beide zurückgelassen.

„War Doktor Braun hier und was sagte er?" fragte die Baronin, als sie bereits ihren Platz eingenommen.

Johannas Mutter zuckte die Achseln. „Er sagt, was wir schon wissen, daß sie es nicht lange mehr machen wird."

„Auch in diesem Falle werde ich Ihr Alter sorgenfrei gestalten," sprach Irma, „ich vergesse es nicht, daß Sie meines Willy Großmutter sind."

Der Wagen rollte davon; die Alte ging in offenbar tiefem Sinnen in das Haus.

Irma kehrte mit einem Gefühle der Erleichterung nach Eichenberge zurück; nun war er ganz ihr eigen, der süße Knabe, der ihr Erretter aus höchster Seelennot gewesen, so wie sie sein junges Leben beschirmt. Wie wollte sie ihn fortan getreulich hüten, wie sorgsam all die zarten Keime in der erwachenden

Seele pflegen, daß sie dereinst zur herrlichsten Blüte gelangten; jetzt war sie ja nicht mehr verlassen und allein, jetzt hatte ihr Leben seinen Zweck, seine Hoffnung, seinen Glauben, und ihre Lippen fanden wieder ein Gebet: daß Gott ihr diese Quelle des Trostes und des Glückes erhalte, die er ihr sandte, als sie im Begriffe war, für immer von ihm sich zu verlieren.

Sie kniete, in ihrem Zimmer angekommen, zu dem Knaben nieder.

„Du bleibst jetzt immer immer bei mir, Willibald," sagte sie, „wirst Du mich lieb haben, lieber, als alle andern Menschen?"

Er legte seine Ärmchen um ihren Hals. „Ja, ich will Dich lieb haben," antwortete er mit jener eigentümlichen Festigkeit, die Kinder zeigen, welche unter trüben Verhältnissen zum Bewußtsein erwacht sind. —

„Und wie wirst Du nun zu mir sagen?" fuhr die Baronin fort. „Was bin ich jetzt für Dich?"

Der Kleine löste die Arme von ihrem Halse und schaute sie nachdenklich an, bis er das Rechte gefunden zu haben schien.

„Du bist meine andere Mama," sagte er endlich.

Mama! Wie wundersam der Name klang von den rosigen Kinderlippen, — wie bestrickend! Sie zog den Knaben von neuem an sich, sein kleines Antlitz mit Küssen zu bedecken.

„Nenne mich noch einmal Mama,“ flüsterte sie.

Und er schmiegte sein Köpfchen an sie und jubelte, wie sie es zu hören verlangte: „Liebe, liebe Mama!“

Zwölftes Kapitel.

Es folgten friedlich schöne Tage jetzt für Irma und ihr Pflegekind, Tage, an die sie oftmals später noch zurück dachte, wie an einen lichten Morgentraum. Der Knabe lebte sich mehr und mehr in ihr Herz hinein, die Beschäftigung mit ihm füllte einen großen Teil ihrer Zeit aus, ihr stets neue Freuden gewährend. Wie sie es fast sofort bemerkt, war Willibald ein intelligentes und begabtes Kind; er fand sich nicht nur sehr schnell in seine völlig veränderte Lebensweise, er nahm auch gern und folgsam die Belehrungen an, die er von seiner Pflegemutter empfing und überraschte Irma oft durch seine treffenden Einfälle, seine stets rege Wißbegier.

Bald durfte er sich den Abgott des ganzen Hauses nennen; die Dienerschaft, die anfangs über die seltsame Laune der Herrin den Kopf geschüttelt, sich einen unbekannten Bauernknaben anzunehmen,

vermochte dem Liebreize des kleinen Fremdlings nicht lange zu widerstehen. Des Kindes fröhliche Stimme belebte alle Räume des Hauses, es schien wie Sonnenstrahl in jedes Zimmer zu fallen, in welchem unvermutet seine zierliche Gestalt, sein blondes Köpfchen auftauchte.

Was wohl der gnädige Herr sagen würde, wenn er heimkehrend den Knaben vorfände? Dieses Thema wurde oftmals in der Gesindestube des Schlosses erörtert. In wenigen Wochen mußte er ja kommen. Nun, die Gnädige würde sich nicht viel um seine Meinung kümmern; die Herrschaften thaten ja schon lange, was sie mochten, jedes für sich.

In der That verursachte die Beurteilung ihrer Handlungsweise, seitens ihres Gatten, Irma wenig Sorge. Selbst wenn es ihm nicht genehm war, — er mußte sich eben darein finden, wie ja auch sie sich in so vieles hatte finden müssen. Jetzt hätte sie um keinen Preis der Welt mehr das geliebte Kind von sich gegeben. Die Besuche bei der Mutter Willibalds mußten eingestellt werden; der Arzt hatte erklärt, daß der Aufenthalt bei der Kranken, die sich im letzten Stadium der Schwindsucht befand, dem Knaben schaden könne. Die Mutter schwand mehr und mehr aus

des Kleinen Gedächtnis, der von keiner andern mehr wußte, als die es war, welche ihn mit so zärtlicher Liebe umgab.

Irma hatte für Johanna alles gethan, was in ihren Kräften stand, die letzten Tage ihr zu erleichtern; sie sorgte, als ihr die Nachricht von ihrem Tode überbracht wurde, für ein einfaches Begräbnis und vermittelte es, daß die Großmutter in einer wohlhabenden Familie ihres Dorfes eine Unterkunft erhielt, welche ihr auf der Baronin Kosten bis zu ihrem Lebensende gesichert werden sollte. — Es war am Tage nach Johannas Begräbnis; Irma ging mit ihrem Kinde in den schattigen Wegen des Parkes auf und nieder, als eine fremde Bäuerin auf sie zutrat, die ihr ein zusammengefaltetes Papier übergab.

Die Baronin setzte voraus, daß die Unbekannte eine Bitte an sie richten wolle, diese jedoch kam ihrer Frage zuvor.

„Ich will nichts, Frau Baronin,“ sagte sie, „den Brief da soll ich von der seligen Johanna Kadner an die gnädige Frau bringen. Die Großmutter kann so weit nicht mehr gehen und Antwort sei nicht nötig, meinte sie.“

Sie wandte sich mit kurzem Gruße ab und schritt den Weg, den sie gekommen, zurück.

Irma betrachtete das zerknitterte Papier, das sie in den Händen hielt; was hatte denn Johanna noch über den Tod hinaus ihr mitzuteilen? Sie entsann sich plötzlich, daß die Sterbende ihr versprochen, den Namen des Mannes ihr zu nennen, der des Knaben Vater war; kaum hatte sie noch jenes Wortes gedacht. Sie wollte es ja nicht, daß je ein anderer Ansprüche an ihr geliebtes Kind stellte; welchen Zweck hatte es für sie, den Namen des herzlosen Verführers zu erfahren?

Schon machte sie eine Bewegung, den Brief zu zerreißen und seine Bruchstücke in die Lüfte zu zerstreuen, — von einem unerklärlichen Gefühl banger Neugier getrieben, ließ sie die Hand wieder sinken. Sie konnte es nicht wissen, wozu es dienlich war, jenen Namen zu erfahren, ihren Knaben vielleicht in späteren Jahren vor der Begegnung mit dem Manne zu schützen, der ihn vor seiner Geburt bereits verlassen und verstoßen. Und von diesem Gedanken bewegt, öffnete sie den Brief.

„Sie haben mir wohlgethan und wie ein Engel an mir gehandelt, teure, gnädige Frau,“ so hatte

die Sterbende mit zitternder Hand geschrieben, „ich verdiente es nicht. Sie retteten mein Kind aus Todesgefahr, Sie versprachen ihm Mutter zu sein und würden es mit Abscheu von sich stoßen, wenn Sie wüßten, wen Sie in ihr Haus genommen. Fluchen Sie mir nicht, daß ich es Ihnen nicht sagen konnte und lassen Sie es das unglückliche Kind nicht entgelten, wenn Sie hören, daß sein Vater wie ein Elender auch an Ihnen handelte, daß sein Name Baron Joachim von Wengern ist.“

Das unselige Blatt entfiel der Leserin; vor Irmas Augen dunkelte es und ihre Kniee wankten; unfähig sich aufrecht zu erhalten, sank sie auf der nächsten Bank zusammen.

Großer, barmherziger Gott, konnte es Wahrheit sein? War es nicht genug an allem Leid, das sie erduldet, mußte dieser neue Schlag sie treffen, jetzt, da sie nach schweren Kämpfen kaum zum Frieden sich durchgerungen? Jenes Kind, dem sie in zärtlicher Liebe die vollen Sohnesrechte einzuräumen entschlossen, war der Zeuge des Verrates ihres Gatten und sein Dasein eine Schmach für sie. Ihres Herzens wilder Schlag drohte sie zu ersticken, sie rang nach Atem. Nie mehr, seit sie die Gründe erfahren, die den Baron

veranlaßt, sie zu heiraten, hatte sie an seine Treue geglaubt; eigene Beobachtung, verschiedene Mitteilungen, die halb absichtslos an ihr Ohr drangen, hatten sie darüber belehrt, daß ihr Gatte sich trotz seiner Vermählung den Begriff einer schrankenlosen Freiheit für sein Thun bewahrt, aber nicht an dieser Stelle hätte der vernichtende Beweis dafür sie treffen sollen, nicht durch ihn der Anblick jenes Kindes ihr zur Qual werden, das ihr der Frühlingsbote einer neuen Zukunft geworden.

Auf dem Kies des Weges nahten sich die trippelnden kleinen Schrittchen, denen sie so oft in den letzten Wochen mit Entzücken gelauscht; Willibalds Ärmchen umklammerten ihre Kniee.

„Mama, Mama!"

Sie schaute eine Weile wie geistesabwesend auf ihn nieder, angstvoll, ob sie Ähnlichkeit mit jenem Männergesicht entdecke, das ihr einst so teuer gewesen. O Gedanke des Wahnsinns, — ja, das waren die dunklen Augen, welche sie an die Joachims gemahnten, das die kühne Stirn, um die jedoch nicht schwarzes Haar, wie das seine, sondern der Mutter volle blonde Locken flossen. — Mit einem Schrei des Entsetzens drängte sie das Kind zurück.

„Hinweg, hinweg," rief sie außer sich, „ich ertrage es nicht."

Sie sprang empor, beflügelten Laufes den Weg zum Schlosse einzuschlagen, doch schon nach wenigen Schritten kehrte sie zurück. Der Brief, der schreckliche Brief, — wenn ihn jemand fände und Menschen Kunde davon erhielten, wie grausam sie betrogen ward. Sie blickte suchend um sich; der kleine Knabe hatte ihn vom Boden genommen und begann ihn zu zerstören; Irma riß ihn aus seiner Hand und ohne den Blick zurückzuwenden, stürzte sie davon.

Sie wußte nicht, wie sie in ihr Zimmer gekommen; wildstürmende Gedanken waren es, die durch ihre Seele wirbelten, als sie auf ihrer Chaiselongue mit geschlossenen Augen lag, den Kopf tief in die Kissen vergraben. O, nichts zu sehen, nichts zu hören mehr von der Welt, die nichts als Lüge, Schmerz und Täuschung ihr geboten, die jedes Glück nur ihr zu vergiften wußte, das sie sich auf den Trümmern ihres Lebens aufgebaut. Der Wunsch der Vernichtung, kaum in ihr zur Ruhe gegangen, packte sie abermals in seiner ganzen furchtbaren Macht; das Dasein erschien ihr von neuem wertlos, ihr Streben ein verfehltes, die Zukunft grau und trostberaubt.

Da traf ein Laut ihr Ohr, der sie zusammenzucken machte; er war dem gleich, der sie schon einmal in ihres Lebens dunkelster Stunde erreicht, — das Weinen einer Kinderstimme in ihrer Nähe. Sie richtete sich langsam empor; es war Willibald, der hinter der verschlossenen Thür ihres Gemaches wehklagte.

Er hatte, als er sich von seiner sonst so milden Pflegemutter hinweggestoßen sah, lange ratlos im Sande gesessen und endlich dann ganz allein den Weg zurück in das Schloß und zu ihrem Zimmer gefunden, an welchem er nun weinend Einlaß begehrte, — ein Schuldloser, der für die Schuld der andern büßen sollte, — ein dreifach Verlassener, wenn auch sie ihn jetzt verließ.

Irma strich mit den Händen über ihr wirres Haar und ging zögernd zur Thür, ihm zu öffnen. — Da stand er auf der Schwelle in seinem kindlichen Schmerze, seiner Lieblichkeit! Der kleine Mund lächelte schon wieder, trotz der Thränen auf seinen Wangen; die Ärmchen streckten sich bittend nach ihr aus.

„Mama, nicht böse sein," sagte er, in der Überzeugung, daß er Strafe für das Aufnehmen des Unglücksbriefes verdient habe, „ich will es nicht wieder thun."

Die Baronin beugte sich zu ihm nieder; — wie es nur geschehen, daß die Kinderworte so schnell den finsteren Geistern ihrer Seele Einhalt geboten, die Kinderaugen ihren Sieg erfochten über das trotzige, widerspenstige Herz? Sie hatte ihn in ihren Armen, ohne sich der Wandlung ihres Innern klar bewußt zu werden und unter ihren Küssen flüsterte sie ein Mal über das andere: „Mein Liebling, mein Alles, mein Kind!“

* * *

Eine Woche später langte der Baron auf seiner Besitzung an. Er hatte einen Teil des Nordens, England und Schottland bereist und war des Umherwanderns endlich müde geworden. Sehnsucht zog ihn in die Heimat nicht zurück, wo, wie er sich sagen mußte, sein Erscheinen keine Freude mehr erregte.

Er hatte daher auch seine Ankunft auf die Mitternachtsstunde verlegt, um jeden Empfang unmöglich zu machen; es war ja zeitig genug, wenn er seine Frau am andern Morgen bei dem zweiten Frühstück wiedersah. Daß Irma in seiner Ab-

wesenheit ein Kind aus dem benachbarten Dorfe angenommen, erfuhr er in der Frühe während des Ankleidens von seinem Kammerdiener.

Sonderbare Marotte seiner Frau, wahrscheinlich aus Langeweile hervorgegangen! Nun, darum brauchte er sich ja nicht zu kümmern, wenn ihn nur der Bauernjunge nicht belästigte. Er war ohnehin kein Kinderfreund. Vielleicht wollte ihm Irma damit ausdrücken, daß sie ihn ganz und gar entbehren könne; welch eine unbeugsame Festigkeit doch in dem zarten, sanften Wesen steckte! Hätte er sie früher so gekannt, sie wäre ihm viel interessanter geworden.

Die Begrüßung zwischen beiden Gatten fiel, wie es nicht anders zu erwarten war, ziemlich formell aus; das Gespräch bewegte sich um geschäftliche Dinge: ob der Verwalter regelmäßig seine Berichte erstattet habe, ob der Gärtner die Anlage der neuen Treibhäuser schon verlangt, wie die Saaten ständen, ob die Gerste besser, als der Hafer, und dergleichen mehr.

„Wie ich höre, hast Du Dir inzwischen eine Art Gesellschaft zugelegt,“ sagte endlich der Baron, als alles andere erschöpft war, „konntest Du denn aber auf unserem Gute kein Kind entdecken, das den Platz einnehmen sollte?“

„Es war Zufall, der mich Willibald finden ließ," antwortete Irma, „er gefiel mir besser, als eines unserer Dorfkinder. Urteile selbst, dort kommt er soeben."

An der Hand einer Dienerin, die ihn angekleidet, erschien der Knabe am Eingange des Zimmers; er machte sich von seiner Führerin los, um auf die Mama zuzueilen, stutzte jedoch und blieb in der Nähe der Thür stehen, als er des dunkelbärtigen Fremden ansichtig wurde.

„Komm nur näher, Willibald," ermunterte Irma, „Du hast mir noch nicht guten Morgen gesagt."

Der Kleine kam etwas schüchtern herbei, die Baronin zu begrüßen; Irma schob ihn sanft von sich.

„Gieb auch dem Herrn dort eine Hand; er ist Dein Vater," sagte sie gelassen.

Willibald gehorchte; der Baron berührte das ihm dargebotene Kinderhändchen, einen prüfenden Blick auf den Knaben werfend. Nun, Irma hatte wenigstens Geschmack in ihrer Wahl gezeigt; er gestand sich, daß ihr Pflegesohn ein außergewöhnlich schönes Kind sei. Übrigens sah er jemand ähnlich, der

ihm bekannt war, er konnte sich nur nicht sogleich entsinnen, wem.

Willibald schien zu dem hohen, unfreundlichen Manne kein Vertrauen zu fassen; er lief zu Irma zurück, sich in den Falten ihres rosenfarbenen Morgenkleides zu verbergen.

„Ich kann nichts dagegen haben," begann der Baron, nachdem er eine Weile dem kosenden Geplauder beider zugehört, „wenn Du Dir einen beliebigen Knaben, meinetwegen an Kindesstatt, annimmst, — und Dich von ihm Mama nennen lässest. Nur verlange nicht von mir, daß ich Deine Liebhaberei teile, indem Du mir ohne weiteres eine Vaterrolle bei Deinem Schützling überträgst. Ich habe nicht die mindeste Lust, dieselbe anzunehmen, noch durchzuführen."

Ein eigentümlicher Blick aus ihrem Auge traf das seine. „Du hättest allen Grund, sie anzunehmen, auch ohne daß ich sie Dir erteile. Bist Du nicht neugierig, wo ich den Knaben fand?"

„Durchaus nicht, um so weniger, da ich Deine Rätselworte nicht verstehe."

„Ich holte Willibald aus der Hütte des einstigen Waldhüters von Grundhofen. Die Mutter hieß

Johanna Kadner; Du erinnerst Dich vielleicht ihrer noch."

Das Zeitungsblatt, welches der Baron zur Hand genommen, riß unter der heftigen Bewegung auseinander, mit der er es auf dem Tisch warf; auf seinem Antlitz wechselte die Farbe.

„Hat sich schon wieder eine Anklägerin für mich gefunden und hast Du ihren Lügen geglaubt?" rief er aus.

„Ich hatte nicht den Eindruck, daß ihre Worte Lügen seien," erwiderte Irma, „Du mußt es ja selbst am besten wissen, ob sie die Unwahrheit sprach, indem sie Dich als den Vater ihres Kindes bezeichnete."

Der Baron hatte seinen Platz verlassen und ging erregten Schrittes im Zimmer auf und nieder.

„Schicke den Knaben hinaus," gebot er rauh.

Die Baronin berührte den elektrischen Knopf der Glocke, um Willibald dem eintretenden Diener zu übergeben.

„Ich komme sogleich nach, mein Liebling, und spiele mit Dir," sprach sie, als sie das Kind mit einem Kusse entließ. „Du siehst," wandte sie sich an ihren Gatten, „daß wir allein sind und ich bitte Dich, mir mitzuteilen, was Du zu sagen hast."

„Ich werde mich kurz fassen," sprach der Baron gereizt. „Zwar bin ich es seit dem Tage, da Du unsere Trennung erklärtest, von Dir gewöhnt, daß Du geflissentlich hervorsuchest, was mich in Deiner Handlungsweise empören und aufbringen könnte, indem sie darauf berechnet ist, mir zu beweisen, wie tief Du mich verachtest; doch auch der Wiedervergeltung, die man im gewöhnlichen Leben Rache nennt, ist eine Grenze gezogen und zur Zielscheibe einer solchen will ich mich nicht länger hergeben. Was Du vor einem halben Jahre abgelehnt, ich fordere es jetzt selbst: die völlige Scheidung von Dir, welche uns von der Marter befreit, Galeerensklaven gleich an dieselbe Kette geschmiedet zu sein. Welches Deine Gründe auch gewesen, vor der Welt noch als meine Frau zu gelten, ich verwerfe sie. Du sollst nicht glauben, daß ich die erbärmliche Rolle Deines Scheingatten noch zu spielen geneigt sei, der ein solcher bleiben muß, weil er ein Bettler wäre, wenn seine reiche Frau die Hand von ihm zurückzöge."

„Es wird von meiner Seite Dir kein Hindernis in den Weg gelegt werden," antwortete Irma, „wenn Du auch vor der Welt das Band zerreißen willst, das innerlich bereits gelöst ist und das Du

als ein wirkliches niemals betrachtet hast. Bist Du jedoch geneigt, mir einen Vorwurf daraus zu machen, daß ich in der letzten Zeit einiges gethan, was Deine Mißbilligung hervorrief, so erinnere Dich zunächst, wer in unserer Ehe die erste Veranlassung dazu geliefert. Ich übe Notwehr, wenn ich mir die Freiheit meines Handelns bewahre, das nicht dazu bestimmt war, Dich zu beleidigen, Dich, der mich so oft und tief beleidigte, seit ich in blindem Vertrauen Dir in Dein Haus gefolgt bin."

„Ich habe mich wider Dich vergangen und ich gestehe es ein," sprach Joachim düster, „ich gab Dir ein Recht zu handeln, wie Du es gethan, nicht durch die Art und Weise, wie ich Dich zu meiner Frau gewonnen, sondern später noch, da ich mich kaum bemühte, Deinem inneren Empfinden näher zu treten, mich nicht bemühte, Dich lieben zu lernen, wie Du es verlangtest und wie es meine Pflicht gewesen wäre. Ich glaubte Dich befriedigt auch ohne dieses, wie ich es von unendlich vielen Frauen gesehen und ich dachte nicht, daß Du der Leidenschaft des Herzens in einem solchen Grade fähig seiest, wie Du es mich in jener Stunde unserer Trennung erraten ließest. Als ich die letzten Monate entfernt

von Dir verlebte, kam es mir in den Sinn, daß Du ein besseres Los verdientest, als ich es Dir bereitet habe und es reifte in mir der Entschluß, demselben nicht im Wege zu stehen. Wir haben uns ineinander getäuscht und wollen den Fehler verbessern; sage mir, ob Du damit einverstanden bist, wenn ich Justizrat Hagen bitte, die einleitenden Schritte zu unserer Scheidung zu thun."

Irma bewegte zustimmend ihr Haupt. „Entscheide Dich, wie Du es für gut befindest, doch sollten wir uns trennen, erkläre Dich, ob Du Dein Kind mir lassen willst. Es ist mir dies jetzt wichtiger, als unser beider Schicksal."

„Das Erscheinen dieses Kindes hier an dieser Stelle," erwiderte der Baron, „ist es, was meinen Entschluß beschleunigt. Wenn Du in jenem Knaben ein Werkzeug Deiner Rache gefunden zu haben meinst, dessen Anblick mich täglich an meine Verfehlung wider Dich und Deine Großmut mahnen soll, so werde ich Dir wenigstens nicht lange mehr Gelegenheit geben, durch Deinen angeblichen Edelsinn mich zu beschämen."

Es war wie ein Staunen in den großen klaren Augen, als sie erwiderte: „Als Du mich über Willibald befragtest, teilte ich Dir mit, daß ich durch Zu-

fall ihn gefunden und ich wußte anfangs auch nicht, wem er angehörte. Seine Mutter hielt es für ihre Pflicht, mich nach ihrem Tode wissen zu lassen, daß es Dein Sohn sei, den ich in mein Haus genommen und ich war ihr nicht einmal dankbar dafür. Meine Liebe zu dem Kinde war groß genug, den peinlichen Eindruck zu überwinden, den mir jene Entdeckung machte; ich fühle mich nicht befugt, an Willibald zu strafen, was seine Eltern wider mich verbrochen."

„Und glaubst Du, daß es mir angenehm sein könnte, dieses Kind täglich in meinem Hause, vor meinen Augen zu sehen?"

„Dieses Haus, — verzeihe, daß ich Dir es zurückrufen muß — gehört zu gleichen Teilen mir und wäre das auch nicht der Fall, so hätte Dein Kind den Anspruch darauf hier zu sein."

„Eben darum ist es besser, ich räume das Feld und verlasse ein Haus, in welchem ich nur ein aus Gnade Geduldeter wäre. Es würde ja doch nichts nützen, wenn ich Dir den Vorschlag machte, das Kind in eine angemessene Erziehungsanstalt zu schicken, nur um von ihm befreit zu sein."

„Das werde ich niemals zugeben," rief Irma aus, „Johanna Kadner überließ mir ihren Knaben

und ich gelobte, ihn zu hüten wie meinen eigenen Sohn. Ich liebe ihn auch viel zu sehr, um mich von ihm zu trennen."

„Das ist unmöglich!"

Irma zog die Schultern empor. „Ich stelle es Dir frei, daran zu zweifeln; es wird auf meine Entschließungen keinen Einfluß üben."

„Gut denn, so wähle zwischen mir und jenem Kinde; nur eines von uns wird unter diesem Dache bleiben."

„Ich habe bereits gewählt; Du magst noch heute an Deinen Rechtsbeistand schreiben."

Dreizehntes Kapitel.

Er hatte den Sessel am Frühstückstische wieder eingenommen und versuchte die unterbrochene Zeitungslektüre fortzusetzen, doch die Zeilen vor ihm vermochten seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln; er legte das Blatt auf den Tisch und trat an das Fenster.

So war es denn entschieden; die Trennung, welche schon seit Monaten zwischen ihnen bestand, sollte jetzt eine öffentlich erklärte werden und sie einander Fremde, wie sie es einst gewesen. Vielleicht war es besser so. Das Verhältnis, in welchem sie zu einander standen, war auf die Dauer ja doch ein unhaltbares, weil es für ihn eine tägliche Demütigung bildete.

Er hatte es niemals zuvor mit Pein empfunden, daß er arm und verschuldet in das reiche Haus ge-

treten, welches ihre Mittel für beide gegründet, — das thaten tausend andere ja auch und fanden es ganz selbstverständlich; — jetzt aber dünkte es ihm Erniedrigung, noch länger aus ihrer Hand zu nehmen, was ihm wie Almosen erschien, seit Liebe und Achtung derjenigen ihm nicht mehr gehörten, die einst mit freudigem Stolze ihren Reichtum mit ihm geteilt, weil er dazu dienen sollte, ihm das Leben zu verschönen.

Also gerichtliche Scheidung! Wie häßlich das Wort doch klang, wie geschäftsmäßig trocken! Es würden jetzt all die unangenehmen Verhandlungen erfolgen, die einem solchen Akte vorangingen, und er würde dann das Haus verlassen, um sich eine neue Heimat und einen Wirkungskreis zu suchen. Daß er von ihr noch eine Beihülfe dazu sich gefallen ließe, war undenkbar. Er würde nach England gehen, vielleicht unter Ablegung seines Adelsprädikates, um eine Anstellung sich bewerben; seine Freunde, die große Güter dort besaßen, würden ihm dazu behülflich sein.

Ansprüche durfte er ja auch nicht an das Vermögen seiner Frau erheben, da er jedenfalls in dem Scheidungsprozesse für den schuldigen Teil erklärt

würde. Irma hatte ja Beweise für seine Untreue, — ob sie davon Gebrauch machen würde? Es sah ihr so wenig ähnlich und dennoch! Weshalb hatte sie jenes Kind in ihr Haus genommen, als um eine Waffe gegen ihn in der Hand zu haben, die sie zur geeigneten Zeit anwenden konnte?

Sie behauptete den Knaben zu lieben, — das war doch einfach unglaubhaft. Welche Frau hätte dies an ihrer Stelle vermocht!

Es giebt eine Großmut der Seele, die wenig Gläubige auf Erden findet, weil sie eine Selbstüberwindung voraussetzt, deren nur vereinzelte Menschen fähig sind und die daher von den Unzähligen angezweifelt wird, welche sie niemals auszuüben vermöchten. Das Leben mit der Erfüllung des erkannten Guten, der gebotenen Pflichten, gilt vielen als ein geschickt ausgeführtes Experiment, bei welchem die Lösung zu ihrem Vorteil gelingt, indem es jeder Tugend die irdische Belohnung auf dem Fuße folgen läßt. Ohne Erwartung der letzteren zu handeln, — welch ein thörichtes Unterfangen!

Aufopferung für andere zu üben, ohne daß eine Anzahl der Mitmenschen das Vollbrachte preisen, Dienste zu leisten ohne die Hoffnung irgend eines

Gewinnes, Wohlwollen und Freundlichkeit an Personen zu verschwenden, die ihnen niemals nützen können, gilt vielen als ein sehr zweckloses und daher zu vermeidendes Beginnen. Und seltsam, daß es solchen praktischen Köpfen besser glückt, in dieser trügerischen, egoistischen Welt ihr Fortkommen zu finden, als den idealen Schwärmern, welche sich als einzigen Lohn ihrer tausendfachen Opferung für andere an dem Bewußtsein treuerfüllter Pflicht in tiefster Brust genügen lassen.

Joachim von Wengern hatte nie in seinem Leben Entsagung oder Überwindung ausgeübt. Seine Erziehung, oberflächlich und leichtfertig, hatte ihm von sittlichen Pflichten nur das gelehrt, was ein anständiger Mensch allenfalls braucht, um in der Gesellschaft nicht für ein mauvais sujet zu gelten. Daß man bis zu einem Grade großmütig zu sein vermöchte, wie er es an seiner Frau kennen lernte, ohne Nebenzweck, ohne eigentlichen Grund, war ihm etwas völlig Neues und Unfaßliches.

So sollte es denn wirklich in der Seele des Weibes ein Etwas geben, so hoch, so heilig, so erhaben, daß es Bewunderung und Ehrfurcht in ihm erzwang, wie er sie nie empfunden? Seines Weibes? Aber sie

war es ja nicht mehr. Es drang von seinem Herzen heiß empor; er sprang auf, um in sein Zimmer zu eilen und sich zu einem Ausritte anzukleiden, nur um die tollen, thörichten Gedanken los zu werden, die ihn verfolgten und peinigten.

Die Felder standen bereits in Ähren, als er langsam zwischen ihnen dahinritt; es schien ein gesegnetes Erntejahr zu werden. Heute jedoch betrachtete er die goldig schimmernden Wogen neben ihm nicht mit dem Auge des Besitzers; halb gehörten sie ihm schon nicht mehr; wenn jene schweren Garben eingebracht waren, ging er wohl zum zweiten Male hinweg, — für immer, — Irma die Verwaltung des weitgedehnten Besitzes fortan allein überlassend.

Die Auseinandersetzung des Vermögens würde keine Schwierigkeiten haben; er hatte viel verbraucht, viel mehr, als es eigentlich verständig gewesen, doch Irma war nicht die Frau, ihm daraus jetzt noch einen Vorwurf zu machen. Nun wollte er wenigstens in diesen letzten Monaten, die er noch hier verlebte, sorglich alles prüfen, um ihr Eigentum im besten Zustande ihr zurückzulassen.

In England hatte er auf den Gütern seiner Freunde verschiedene Musterwirtschaften kennen ge-

lernt; es konnte nur zum Vorteil von Eichenberge sein, wenn er einige der dort gesehenen Verbesserungen auch hier einführte. Die Wohnungen der Arbeiter, der kleineren Häusler zum Beispiel, waren ihm nie zuvor so ärmlich vorgekommen, wie heute. Gab man den Leuten die Mittel, sich ihr Haus praktisch und behaglich herzustellen, so erweckte man in ihnen Freude an dem eigenen Besitz, man machte sie zufriedener mit ihrem Lose und erstickte in ihnen die Saat des Mißtrauens gegen ihre Arbeitgeber, die überall jetzt weiter und weiter um sich griff.

Er erinnerte sich plötzlich, daß Irma einst ähnliche Vorschläge angeregt; er hatte sie damals verworfen, im geräuschvollen Treiben der Welt kaum wieder daran gedacht; jetzt, da er an dem Wendepunkte eines neuen Lebens stand, das er durch eigene Kraft sich schaffen sollte, begann er jenen, von ihm geringe geachteten Dingen eine andere Bedeutung beizulegen.

Er war von seinem Ausritte heimgekehrt; dem herbeieilenden Reitknechte das Pferd übergebend, wandte er sich nach dem Parke, die Treibhäuser zu besichtigen, welche umgebaut werden sollten. Eine hohe Heckenwand verbarg die Anlage vor dem daran

stoßenden Blumengarten, dessen wohlgepflegte Beete mit weiten Rasenflächen wechselten. Jubelnde Stimmen ertönten in seiner Nähe; er schaute durch eine Lücke der Buchenwand; einige Schritte von ihm entfernt spielte Irma mit ihrem, — seinem Kinde auf einem freien Platze Haschen.

Er blieb unwillkürlich gefesselt von dem anmutigen Bilde stehen. Die Baronin trug, gleich Willibald, ein weißes Kleid, das, wie das seine, mit rosa Schleifen verziert war, — wie jung sie aussah, fast mädchenhaft in dem leichten, duftigen Gewande, das ihre zierlichen schmalen Füße im raschen Laufe sichtbar werden ließ. Die Wangen hatten sich ihr in der Bewegung gerötet, die sonst so stillen Augen leuchteten in hervorbrechender Kinderlust. Jetzt eilte sie davon, dem kleinen Verfolger zu entfliehen, der mit jauchzenden Freudenlauten sie zu erreichen strebte; dann plötzlich wandte sie sich hastig um, in ihren ausgebreiteten Armen ihn aufzufangen und das gleiche Spiel von Neuem zu beginnen.

Joachim stand unbeweglich auf seinem Lauscherposten. Nein, das war keine Komödie, die er hier vor sich sah; das war echte und unverfälschte Liebe,

die aus den strahlenden Augen sprach, mit welchen sie das hin- und hertrippelnde Kind überwachte, — es war nicht das Streben nach Wiedervergeltung, das sie veranlaßt hatte, den fremden Knaben an ihr Herz zu nehmen, dessen Fühlen er selbst niemals verstanden.

Gedankenvoll schritt er weiter; ein merkwürdiges Wesen, seine bisherige Frau, so unbegreiflich in ihrer Handlungsweise, wie in ihrem Empfinden! Obgleich er nicht mit ihr korrespondiert, hatte er auf seiner Reise ihrer oftmals denken müssen; seit heute morgen stand ihr Bild von neuem beständig vor seiner Seele und es war ihm, als ob er in diesen letzten fünf Jahren etwas versäumt habe, — an innerer Befriedigung, an Glück, — er mochte die Vorstellung nicht weiter verfolgen.

Die Mittagsglocke läutete; Irma befand sich bereits im Speisesaal, als der Baron eintrat; an ihrer Seite stand der kleine Willibald.

„Ich kann es Dir nicht ersparen, das Kind bei Tische Dir gegenüber zu haben," sagte sie in dem kühlen Tone, den sie jetzt immer für ihn hatte, unähnlich jenen warmen Herzenslauten, mit welchen sie zu dem Knaben sprach, „Willibald muß bei seinem

Essen überwacht werden und von den Dienern will ich ihn keinem anvertrauen."

Dagegen war nichts einzuwenden; der Knabe saß neben seiner Pflegemutter, die ihn mit zärtlicher Sorgfalt bediente, und sein Geplauder war das einzige, was die Mahlzeit belebte. Zuweilen warf er unter seinen Locken hervor einen scheuen, mißtrauischen Blick zu dem Baron; weshalb der fremde große Mann nur überhaupt hier war? Mit der Mama allein war es viel hübscher gewesen.

Gegen Ende der Tafel begann Joachim von den Einrichtungen der englischen Güter zu sprechen und knüpfte daran die Frage, ob Irma noch gesonnen sei, einige der Verbesserungen auf ihrer Herrschaft vorzunehmen, die sie früher gewünscht.

Sie ging mit Interesse darauf ein; schon in den nächsten Tagen sollten einige Sachverständige berufen werden, ihr Urteil über die angeregten Dinge abzugeben. Auch von den Wirtschaftsgebäuden waren viele in veraltetem Stil erbaut; man konnte sie den Forderungen der Jetztzeit gemäß praktisch erweitern und damit mancher Neuerung Eingang verschaffen, die für den ganzen Betrieb von Nutzen war.

„Ich habe an alles dies gedacht," schloß der Baron seine Rede, „da ich Dir die Verwaltung Deines Besitzes in Zukunft erleichtern möchte, wenn ich nicht mehr an Deiner Seite bin. Einer Frau fällt dergleichen oft schwer."

„Du bist sehr gütig," antwortete Irma und sie konnte es nicht hindern, daß ihre Lippen leise zuckten.

Es war so eigen, daß sie noch hier zusammen an dem nämlichen Tische saßen und in wenigen Monaten durch den Ausspruch des Gerichtes einander Fremde sein sollten. Infolge der geschäftlichen Besprechungen, die sie miteinander führten, wurde ihr Verkehr etwas erträglicher, doch bald sollte nun Justizrat Hagen aus der Residenz anlangen und die Erörterungen in den Vordergrund treten, welche die projektierte Scheidung betrafen.

Irma schauderte zuweilen im stillen davor; aber es mußte sein, — er wollte es ja selbst; vielleicht war es ihm unter diesen Verhältnissen eine Erleichterung, von ihr völlig befreit zu werden. Sie legte sich ihr zukünftiges Leben zurecht. Natürlich würde sie hier in Eichenberge bleiben, der Erziehung Willibalds sich widmend und für ihre Untergebenen sorgend.

Das Kind, welches Joachim nicht mochte, kaum beachtete, gab sie natürlich nicht her; sie wollte es später adoptieren und es zum dereinstigen Herrn ihres Gutes machen.

Willibald seinerseits empfand nicht die geringste Zuneigung für den Baron; er fühlte sich in des letzteren Gegenwart gleichsam in dem Ausdrucke seiner Fröhlichkeit gehemmt und eilte so schnell als möglich vor Irma her aus dem Zimmer, wenn diese das Zeichen zum Aufbruche gab.

Der Baron hatte bisher nie ein Wort an das Kind gerichtet; dennoch verdroß es ihn, daß Willibald seine Nähe so sichtlich vermied. Freilich, der Knabe brauchte ihn nicht; er hatte seine Pflegemutter, an der er mit schwärmerischer Zärtlichkeit hing, und Irma zeigte es ihm in gleicher Weise, daß das Kind ihr Herz ganz und gar ausfülle.

Bald würden auch die bisherigen Untergebenen es wissen, daß er hier nichts mehr zu befehlen habe; schon jetzt glaubte er zuweilen eine Art Nichtachtung in ihren Mienen zu lesen, oder lag dies nur in seiner Einbildung, seit er sich nicht mehr als ihren Gebieter fühlte?

Es war nach einer jener einsilbigen Mahlzeiten, deren Ende stets eine Genugthuung für die Beteiligten war; Irma hatte sich bereits erhoben, um sich zurückzuziehen, als der Baron Willibald zu sich heranrief. Der Kleine, der im Begriff gewesen, der Mutter zu folgen, wandte sich betroffen um.

„Komm her, Junge," wiederholte Joachim herrisch, „gieb mir eine Hand."

Willibald schien zu einem Entschlusse gekommen, was er thun solle.

„Nein," sagte er beherzt, das runde Händchen auf den Rücken legend, „kann Dich nicht leiden."

„Willibald," mahnte Irma, die an der Thür stehen geblieben, in vorwurfsvollem Tone.

„So laß ihn doch die Wahrheit sagen," rief der Baron spottend, „es überrascht mich nicht, daß er mich nicht mag."

„Ich kann Dich gar nicht leiden," bestätigte Willibald in der Zuversicht, daß ihm unter Irmas Schutze nichts geschehen könne.

„So, weshalb denn nicht, vorlauter Bursche?" fragte der Baron.

„Weil Du Mama nicht lieb hast," war die ent-

schiedene Antwort und Willibald flüchtete zu Irma, si an der Schleppe ihres Kleides festhaltend.

Der Baron war an den Tisch getreten und goß sich mit einiger Hast ein Glas Wein ein; er mochte sich es nicht eingestehen, wie peinlich ihn die Worte des Kleinen berührten.

Irma hatte den Knaben an sich gezogen. „Du warst nicht artig, Willibald,“ sagte sie sanft verweisend, „gehe sofort hin und sage: sei nicht böse, lieber Papa, ich will nie mehr so trotzig sein.“

Der Knabe schaute ungewiß zu ihr auf. „Ich will ihn aber nicht zum Papa,“ sagte er mit jener altklugen Festigkeit, welche ihm zuweilen eigen war, „ich will nur Dich, Mama.“

„Du hast mich nicht lieb, wenn Du nicht gehorchst,“ sprach Irma ernst, ihn von sich entfernend.

Der Kleine wandte sich mit Überwindung von ihr, um dem Befehle nachzukommen; er ging zögernden Schrittes zu dem Tische, wo der Baron stand, und stammelte die verlangten Worte. Joachim strich ihm mit der Hand über das reiche Haar, das ihm, wie Irma es gewollt, jetzt bereits in vollen Locken über die Schultern fiel. Er war ein Kind, das man hätte lieben können und er war sein; weshalb nur regte

sich stets eine Art Widerwillen in seiner Seele, wenn er den Knaben sah? Er hatte sich in früheren Jahren oftmals einen Sohn gewünscht; daß Irma kinderlos geblieben, war in seinen Augen ein Fehler gewesen, der ihn noch weiter von ihr entfernte. Jetzt hatte sie sein verleugnetes, verstoßenes Kind als das ihre in ihr Haus genommen, und obgleich er ihr Thun bewunderte, er fühlte, daß er ihr dies nicht verzeihen könne.

„Du hast nicht ‚Papa‘ gesagt, wie es Dir be- befohlen war,“ sprach er zu dem Kinde, das noch immer vor ihm stand.

Irma näherte sich rasch der Gruppe und nahm Willibald an die Hand.

„Du schüchterst ihn ein, wenn Du in solchem Tone zu ihm sprichst,“ sagte sie.

„Und Du verziehst ihn, daß er noch eigensinniger werden wird,“ erwiderte der Baron.

„Ich suche sein Vertrauen mir zu gewinnen,“ sprach Irma, „nur dann kann ich erwarten, daß er meinen Weisungen Gehorsam leistet, wie er es soeben, wenn auch ungern, that.“

„Frauenerziehung,“ entgegnete Joachim achsel-

zuckend. „Ihr merkt es nicht, wenn Ihr tyrannisiert werdet.“

„Ich hoffe ihn mit meiner Liebe zu einem besseren und tüchtigeren Menschen zu machen, als es Dir mit Deiner Strenge gelingen dürfte.“

„Ich werde Dir in Deinen pädagogischen Bestrebungen nicht lange mehr im Wege sein.“

„So meistere Dich wenigstens noch eine kurze Zeit und verschaffe dem Kinde nicht den unerquicklichen Eindruck unserer zerrissenen Ehe.“

Der Baron schwieg.

„Darf er ‚Papa‘ zu Dir sagen?“ fügte sie hinzu.

„Wenn Du darauf bestehst und er sich dazu herbeiläßt, meinetwegen.“

Er war allein; von dem Korridor herein zu ihm tönte das Jubilieren des Knaben, der glückselig war, die Mama wieder für sich allein zu haben. Ohnmächtiger Zorn stieg in ihm auf, gegen die ganze Welt, — gegen sich selbst. Warum er ihr nur so unfreundlich geantwortet? Sie hatte auch dieses Mal korrekt und taktvoll gehandelt, als sie des Kindes Ehrerbietung für ihn erzwang, der ihm noch nicht den geringsten Beweis der Güte gegeben, — ja, hatte

sie denn jemals anders gehandelt? So lange sie noch in Liebe und Vertrauen an ihm hing, war all ihr Thun Ergebenheit und zarte Rücksicht für ihn gewesen und als sie dann der Täuschung inne wurde, die er ihr bereitet, verschmähte sie es, eine andere Rache zu nehmen als jene, die ihn durch ihren Hochsinn so tief beschämen mußte.

Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie nicht diese Form der Vergeltung gewählt, wenn er nur einen der Fehler an ihr entdeckt hätte, welche die Frauen, die er ihr vorgezogen, in so reichlichem Maße besaßen; selbst ein Vergehen, das er ihr nachweisen konnte, hätte ihm in seiner augenblicklichen Stimmung zur Genugthuung gereicht. Er fand nichts; sie ging ihren Weg so ebenmäßig fort, ihre Tage zwischen der Beschäftigung mit dem Kinde und ihren Pflichten als Gutsherrin teilend und sie schien ruhig und glücklich dabei zu sein; der Sinn für laute Freuden hatte ihr ja stets gefehlt.

Justizrat Hagen war aus der Stadt gekommen; die Nachricht von der bevorstehenden Scheidung der beiden Ehegatten hatte ihn nur wenig überrascht; in der großen Welt kam dergleichen häufig vor. Des Barons Privatleben war ihm auch bekannt gewesen,

kein Wunder, daß der sanften, milden Frau endlich die Geduld ausgegangen.

Er sprach zuerst mit Herrn von Wengern, um sich über die Gründe der Trennung zu unterrichten und ließ sich dann bei Irma melden. Die Baronin war auf seinen Besuch vorbereitet; ihr Antlitz zeigte Spuren innerer Erregung; dennoch fand sie für den Erscheinenden ein wohlwollendes Begrüßungswort, und bat ihn nur, in dem ihr Mitzuteilenden sich kurz zu fassen.

Der Justizrat verneigte sich. „Ich werde mich bemühen, nur als Fachmann zu Ihnen zu sprechen, gnädige Baronin,“ sagte er verbindlich, „und auch dem Bedauern nicht einmal Ausdruck geben, daß ich in einer so traurigen Angelegenheit als Ihr Ratgeber fungieren muß.“

Irma schüttelte abwehrend den Kopf. „Es muß Ihnen bekannt sein, daß der Baron und ich in wohlerwogener Absicht vorzugehen entschlossen sind.“

„Allerdings; es wäre also zuerst erforderlich, die Gründe festzustellen, aus welchen die Scheidung eingeleitet werden soll. Der Herr Baron hat mir mitgeteilt, daß er der gnädigen Frau darin völlig freie Hand lassen will. So wären Sie es also, verehr-

teste Baronin, welche die Klage zu erheben gedenkt?"

Irma fuhr empor. „Ich? Niemals!" rief sie aus.

„Frau Baronin haben das volle Recht dazu, der Herr Baron gesteht dies ein," fuhr der Justizrat unbeirrt fort. „Auch die Untreue leugnet er nicht und weiß, daß er nichts dagegen einwenden darf, als der schuldige Teil der Ehegatten anerkannt zu werden."

„Ich würde von einem derartigen Rechte nie Gebrauch machen," erklärte Irma entschieden, „mir ist es nicht in den Sinn gekommen, meines bisherigen Gatten Anklägerin werden zu wollen."

„Aus welchem Grunde wollen sich denn Frau Baronin scheiden lassen, wenn nicht aus diesem?" fragte der Notar.

„Gleichviel aus welchem," fiel Irma ihm in das Wort, „doch dieser von Ihnen genannte darf mit meinem Willen nicht zur Sprache kommen. Wir haben uns überzeugt, daß wir nicht zu einander passen, das ist alles. In Ihrer Eigenschaft als Jurist wird es Ihnen an einem anderen Grunde nicht fehlen, den Sie in Vorschlag bringen könnten."

„Die Gründe sind mannichfach, aus welchen eine

Trennung erfolgen kann, doch einige schließen sich in diesem Falle von selbst aus. Es bliebe noch, wenn der Herr Baron darauf einginge, bösliche Verlassung, aber Frau Baronin sträuben sich ja dagegen, als Klägerin aufzutreten."

„Weiter, weiter," sprach Irma, als er inne hielt.

„So wählen wir den einzigen, der in den gegenwärtigen Verhältnissen übrig bleibt."

„Und dieser ist?"

„Gegenseitige, unüberwindliche Abneigung!"

Sie saß vor ihm, die Hände ineinandergeschlungen, und ihre Lippen bewegten sich, als wiederholten sie das harte, kalte Wort, das dazu bestimmt war, sie von ihm zu scheiden, den sie aus tiefster Liebe einst erwählt.

„Sind Frau Baronin damit einverstanden?" fragte der Rechtsanwalt, als sie schwieg.

Sie erhob langsam das bleiche Angesicht. „Ja," antwortete sie tonlos.

Er mußte es bemerken, wie schwer ihr die Einwilligung war, aber sie forderte ja in wohlerwogener Absicht die Trennung von ihrem Gatten; es lag ihm nicht ob, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen.

„Ich werde den Herrn Baron von der erhal-

tenen Erklärung in Kenntnis setzen," sagte er in geschäftsmäßiger Kürze, „die Verhandlungen, das beiderseitige Eigentum betreffend, dürften in zweiter Linie kommen, auch, ob Frau Baronin geneigt sind, dem Herrn Gemahl noch eine Abfindungssumme zuzuerkennen, da der Herr Baron, wie ich mich erinnere, völlig mittellos war, als er heiratete."

„Ich weiß, daß ich ihn in unserem Ehekontrakte für den Fall meines Todes zum Erben einsetzte," bemerkte Irma, „und wünsche, daß ein Dritteil meines gesamten Vermögens auch bei unserer Trennung an ihn fällt."

„Frau Baronin handeln in gewohnter Generosität," entgegnete der Justizrat achtungsvoll, „doch hat mir der Herr Baron bereits erklärt, daß er nicht das Geringste annehmen werde."

„Das ist unmöglich; er ist arm."

„Sein Stolz verbiete es ihm, dies sind seine eigenen Worte; er will sich mittelst seiner Kenntnisse und Fähigkeiten in England sein Brot selbst erwerben."

Irma schob unruhig ihren Sessel zurück.

„Suchen Sie diesen Vorsatz in ihm zu bekämpfen," sagte sie, „ich willige in keine Scheidung,

wenn er es mir nicht gestattet, ihm seinen Weg, so viel ich es kann, zu ebnen."

Der Justizrat warf über seine Brillengläser hinweg einen prüfenden Blick auf sie; die Verhandlungen zwischen Ehegatten, welche im Begriffe waren, sich scheiden zu lassen, nahmen gewöhnlich einen sehr entgegengesetzten Verlauf. Wie viel Habgier, wie viel Berechnung, wie viel Angst vor materiellen Verlusten kam dabei oft zur Sprache; hier war es anders, — ein verwickelter und psychologisch interessanter Fall!

„Ich werde alle mir gegenüber geäußerten Wünsche dem Herrn Baron mitteilen," sagte er. „Sind gnädige Frau einverstanden, als Ihren Vertreter vor Gericht meinen Kollegen Bernauer zu wählen?"

„Ihn oder einen andern, den Sie vorschlagen," erwiderte Irma, „darf ich unsere Unterredung vorläufig als beendet ansehen?"

„Wie Frau Baronin befehlen; in den Hauptsachen sind wir ja einig geworden."

Vierzehntes Kapitel.

Joachim nahm die Eröffnungen seines Rechtsbeistandes mit sehr gemischten Empfindungen entgegen. Er hatte es fast erwartet, daß Irma nicht als Klägerin wider ihn auftreten werde; auch daß sie einen Teil ihres Vermögens ihm überlassen wolle, war vorauszusehen, — wußte sie jetzt doch, daß er sie nur deswegen geheiratet hatte, aber dennoch war er fest entschlossen, darauf zu verzichten.

Da ging sie soeben mit Willibald unter seinem Fenster vorbei, die Frau, von der er auf Grund unüberwindlicher Abneigung geschieden werden sollte. Wie leicht war ihr Gang, wie anmutig jede ihrer Bewegungen, — ihr Lächeln so hold! Daß er das alles nicht schon viel früher bemerkt! Wo hatte er nur die Augen gehabt?

Die Frauen, an die er seine Leidenschaft verschwendet, zogen an seinem Geiste vorüber und die,

welche ihm oft nur eine willkommene Abwechselung im Gleichlauf der Tage gewesen. Wie schnell hatte er sie, eine um der andern willen, aufgegeben, wie viele waren ihm der Tändelei einer flüchtigen Stunde kaum wert erschienen!

Nun ja, einige von ihnen mochten schöner gewesen sein, als jene schlanke Frau dort drüben mit den stillen, feinen Zügen, den meerestiefen grauen Augen, doch geliebt mit ganzer Seele und mit dem heißen Wunsche, sie auf ewig zu besitzen, hatte er so eigentlich keine, geachtet ebensowenig. Er hatte sich mit ihnen amüsiert, weil andere es auch thaten, er hatte mit Dieser und Jener ein Verhältnis gehabt, weil seine Siege seiner Eitelkeit geschmeichelt, — nun lag die Vergangenheit wie trübe Wellen hinter ihm, die nicht ein einziges reines Bild ihm widerstrahlten und er sehnte sie nicht einmal zurück.

Die Zeugen seiner Triumphe, die Opfer seiner Siege, — hinweg mit ihnen! Er hatte sie beinahe vergessen und sie hatten es nicht besser verdient. — Nur Eine nicht! Die hatte ihn geliebt um seiner selbst und an seinem Verrate war ihr Herz gebrochen. Eine andere aber, an der er sich schwer, wie an ihr vergangen, hatte seine Sünde gut zu machen gesucht

und von dieser zweiten trennte ihn jetzt „gegenseitige, unüberwindliche Abneigung.“

O Farce des Lebens! Bist Du es wert, erlebt, erlitten zu werden? Er lachte auf und es war ihm, als ob aus allen Ecken des Zimmers Dämonen mit ihm lachten, die seiner Pein sich freuten. —

Irma war unterdessen mit ihrem Knaben weiter gewandert; das Geplauder Willibalds that ihr wohl; es lenkte ihre Gedanken von der qualvollen Unterredung des Morgens ab. Fast ohne es zu bemerken, hatte sie die Parkgrenze überschritten und war in den daranstoßenden Wald gelangt, durch den eine breite Straße in das benachbarte Dorf führte.

Sie wollte in einen Seitenpfad einbiegen, als sie plötzlich auf dem Wege vor sich Hufschläge hörte. Ein Reiter in der ihr wohlbekannten Uniform der Kürassiere kam dahergesprengt und ein Blick auf ihn ließ sie den Grafen Erlenstein erkennen, von dem sie seit ihrer Trennung in der Residenz nichts mehr gehört.

Auch er hatte sie sofort erkannt; sein Pferd mit einer raschen Bewegung parierend, schwang er sich zur Erde, um, die Zügel über den Arm geschlungen, sich ihr zu nähern.

„Die Freude, Sie so unvermutet hier zu sehen, ist zu groß, als daß ich sie mir nicht verlängern sollte," redete er sie leuchtenden Auges an, „ich war auf dem Wege, Sie und Joachim zu besuchen und habe mehr Glück bei meinem Ausfluge, als ich verdiene."

Sie hatte ihm mit unbefangener Herzlichkeit die Hand gereicht.

„Auch ich freue mich aufrichtig, Sie nach so langer Zeit zu sehen," erwiderte sie, „doch wage ich nicht, Sie gerade an dieser Stelle aufzuhalten, da niemand in der Nähe ist, um Ihnen Ihr Pferd abzunehmen."

„Mustapha ist völlig fromm, wenn ich ihn führe," sagte er heiter, „und dies muß er sich eine Viertelstunde gefallen lassen. Wenn ich ihn wieder bestiege, müßte ich auf den Vorzug Ihrer Gesellschaft verzichten."

„So darf ich Ihr liebenswürdiges Opfer wohl annehmen," lächelte sie, „und nun sagen Sie mir zunächst, wie Sie in unser Bereich kommen."

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Die Manöver haben begonnen und ich bin mit einer Anzahl meiner Kameraden in Reschwitz einquartiert."

„Das ist für uns ein freundliches Ungefähr. Sie und Ihre Herren Kameraden haben nur wenig über eine Stunde bis zu uns; ich hoffe, daß Sie die Gastfreundschaft von Eichenberge oft in Anspruch nehmen werden.“

„Wie Sie sehen, Baronin, war ich bereits im Begriffe, den Anfang zu machen.“

„Dann wollen wir den Spaziergang nicht zu weit ausdehnen; Sie wünschen natürlich, Joachim bald zu sprechen.“

„Vielleicht nicht so dringend, als Sie es voraussetzen, denn es lag mir zunächst daran, zu wissen, wie es Ihnen ergeht.“

Sie blickte nach der entgegengesetzten Seite; dennoch gewahrte er, daß über ihre Züge ein trüber Ausdruck ging.

„Es ist Joachims Wille jetzt selbst, daß unsere Scheidung eingeleitet werde, und ich habe nicht widerstrebt,“ antwortete sie endlich.

„Sie widerstrebten nicht,“ sprach er nachdenklich, „weshalb aber thaten Sie es nicht?“

„Ich sagte Ihnen, daß Joachim den Vorschlag machte.“

„Er ist ein Thor und Sie, Baronin, willigen

in einen Schritt, der Ihnen schwere Reue bereiten wird."

„Reue, Graf Erlenstein? Warum denn diese?"

Der kleine Knabe, der am Rande des Weges Blumen gesucht hatte, kam jetzt daher.

„Hier sieh, Mama, die vielen schönen Vergißmeinnicht," rief er atemlos, „die alle sind für Dich."

Irma nahm die Blumen entgegen. „Gieb dem lieben Onkel eine Hand," fügte sie hinzu.

Willibald that es diesmal ohne Zögern; der glänzende Reiter, bei dessen Annäherung er vorhin scheu entflohen, gefiel ihm; er blickte in staunender Bewunderung zu ihm empor.

„Wo haben Sie den prächtigen kleinen Burschen her?" fragte Ferdinand, des Knaben Hand in der seinen behaltend, als sie langsam weiter schritten. „Man sagte mir unlängst, daß Sie ein Kind angenommen, doch glaubte ich es nicht recht."

„Ich fand Willibald auf einem Spaziergange unter so eigentümlichen Verhältnissen, daß es mir Bestimmung erschien, ihn nicht mehr von mir zu zu lassen. Joachim wird Ihnen Auskunft geben, woher er sei."

Er warf einen prüfenden Blick auf das Kind, einen zweiten auf sie, deren Wangen eine tiefe Röte bedeckte.

„Ist es möglich, Irma, was mir angedeutet wurde?“ fragte er halblaut.

„Ja, es ist so,“ erwiderte sie fest.

Sie gingen mit dem Kinde in der Mitte unter den rauschenden Bäumen dahin; nur das Schnauben Mustaphas unterbrach zuweilen die Stille und aus weiter Ferne das Anschlagen der Hunde, welche die auf den Triften weidenden Herden bewachten.

„Sie haben mir das hohe Vorrecht eingeräumt, Ihr Freund sein zu dürfen,“ begann Graf Erlenstein nach langem Schweigen, „Sie sind das Gleiche mir in edelherzigster und uneigennützigster Weise geworden. Ich spreche nicht davon, daß Sie durch Ihre Aufopferung mich aus drückender Sorge befreiten, daß Sie mir meine Carrière, meine Zukunft, vielleicht das Glück meines Lebens erhielten; ich will den Dank nicht wiederholen, den ich Ihnen dafür zollen werde, so lange ich atme, denn es ist mir, als müsse ich dadurch Ihre That entweihen. Und wenn ich mir es trotzdem in das Gedächtnis zurückrufe, wie groß in seinen Folgen der Dienst war, den ich von

Ihnen empfing: — nicht, was Sie für mich thaten, wie Sie es thaten, Irma, so schonend zart, so selbstlos groß, — das ist es, was mich Ihnen in Ergebenheit und Treue für immer zu eigen machen wird."

Er war bewegter, als er es zeigen wollte; seine Hand legte sich fester um die Zügel seines Pferdes, als müsse er die unmännliche Weichheit niederkämpfen.

„Doch das Gefühl, welches ich für Sie hege, giebt auch Rechte," fuhr er fort, „das Recht des Schützers, wenn ich Sie schutzlos weiß, das Recht des Warners, wenn ich Sie den Weg einschlagen sehe, der für Sie nicht Rettung aus dem Zwiespalt Ihrer Seele, sondern den verhängnisvollsten Irrtum Ihres Lebens bedeutet. Sie willigen in die Trennung von einem Manne, der Sie tief gekränkt, der Sie, wie oft! hintergangen und betrogen und dessen Fehler Sie in zweifellosem Vertrauen lange Zeit geduldig trugen. Sie glauben, daß dies gut und wohl überlegt so sei; Sie meinen eine Strafe damit gegen ihn zu vollziehen und für sich die Genugthuung Ihres verwundeten Stolzes zu erlangen, der das Bewußtsein nicht ertragen kann, die reichen Schätze Ihres Herzens, Ihre tiefste Zuneigung dort hingegeben

zu haben, wo man in so unwürdiger Weise sie sich erwarb. Sie hoffen, daß Ihr Leben in friedliche Bahnen einlenken werde, wenn Sie frei, das heißt einsam geworden und vergessen eines nur dabei, das Ihre Zukunftspläne in Scherben zertrümmert."

„Und was wäre dies, Graf?" fragte Irma unsicher, als er innehielt.

„Daß Sie nicht aufgehört haben, den Mann zu lieben, der es so wenig um Sie verdiente," sagte Erlenstein ruhig und bestimmt.

Sie fühlte, wie abermals eine brennende Glut ihr hinauf bis zu der weißen Stirn stieg; dennoch rief sie heftig: „Sie irren sich, Ferdinand; ich würde mich verachten, wenn ich ihn noch liebte."

Er lächelte ein wenig. „Sie sagen es und es geziemt mir nicht, ein Wort in Zweifel zu ziehen, welches Sie aussprechen, doch wollen Sie mich wirklich überzeugen, daß ich Sie so ungenügend kenne? Ich brauchte mir nicht einmal Mühe zu geben, Ihr Wesen zu durchdringen; es lag vor meinen Blicken offen und klar, als ich Sie an jenem Ballabende unter Menschen, die Ihnen interesselos oder fremd waren, später jedoch an der Seite Alice Felseggs sah. Und rein und durchsichtig, wie an jenem ersten Abende,

erschienen Sie mir in all jenen Stunden, die uns später zu einander führten, auch damals, als es kam wie ich gefürchtet und Ihnen jene schmerzliche Wahrheit aufging, unter der Sie noch heute leiden."

„Diese Wahrheit mußte hinreichend sein, mich über den Wert dessen zu belehren, dessen Gattin ich geworden," entgegnete Irma, „sie blieb leider nicht die einzige; genügt Ihnen das noch nicht?

„Es würde mir genügen, wären Sie eine Frau, die in einem zweiten Glücke Vergessenheit zu finden vermöchte, aber suchen Sie in der That ein solches, werden Sie es jemals thun? Sie werden die notwendigen Formalitäten der Scheidung über sich ergehen lassen und werden bis zum äußersten Punkte bemüht sein, Joachim zu schonen. Sie werden, — nein, nein, widersprechen Sie mir nicht, — mit ihm an materiellen Gütern teilen, so viel die Gesetze es Ihnen nur gestatten und werden fürchten, ihn geschädigt zu haben, wenn Ihnen nicht alles gelungen, was Sie zu seiner Wohlfahrt noch geplant."

„Aber, Graf," wandte Irma schüchtern ein, „wäre es nicht unedel, wenn ich anders handelte? Und selbst, wenn Sie mir alle Rechte zugestehen, an ihm

Vergeltung zu üben, wäre es nicht niedrig, sie auszunützen?"

„Auch wenn Sie alles gethan, Irma, die Bedenken zum Schweigen zu bringen, die sich dennoch gegen diesen Schritt in Ihnen erheben, wenn Sie den Lebensweg dann einsam fortsetzen, als Hüterin eines Kindes, welches die Erinnerung an ihn täglich Ihnen zurückzurufen bestimmt, — dann werden Sie unglücklicher sein, als Sie jetzt sich fühlen, und das ist die Reue, welcher ich zuvor gedachte und welche einer Natur, wie es die Ihre ist, nicht erspart bleiben kann."

„Ich müßte auch diese ertragen, wenn es die Verhältnisse mit sich brächten, unter denen ich lebe," entgegnete Irma bedrückt, „wäre ich fähig, für Joachim noch etwas zu empfinden, — Sie wissen es, daß er mich nie geliebt."

„Doch sind Sie überzeugt, Baronin, daß er niemals noch das viele Leid bereute, welches er Ihnen zugefügt?"

„Nein, Ferdinand, und es würde auch das Geschehene nicht wieder gut machen."

„Es ist dies ein Wort, teure Irma, das so leicht dahin gesprochen wird, weil wir es von andern hören und das wir auf seine Wahrheit nicht aus-

reichend prüfen. Was giebt es im menschlichen Leben, welches sich aus Verfehlungen und Irrtümern weit mehr zusammensetzt, als aus großen und edlen Thaten, das sich nicht wieder gut machen ließe, wenn man es ernstlich will? Verlorene Ehre ist das einzige, was sich nicht wieder herstellen läßt und auch sie wird, wiewohl mit Unrecht, manchem äußerlich wieder verliehen. — Erinnern sie sich jener Welt, in die Sie durch Ihre Heirat traten und der Joachim entstammt, deren Anschauungen er in sich aufgenommen, deren laxen Grundsätzen er fast unbewußt folgte, deren Beispiel er vielleicht, ohne sich etwas Übles dabei zu denken, nachgeahmt und Sie werden milder richten, als zuvor."

„Ich weiß es nicht; die Grundsätze jener Welt, von der Sie sprechen, erfüllen mich mit Schaudern; weshalb sollte ich für sie eine größere Duldung haben?"

„Weil in der Duldung oftmals die größere Macht liegt, als in der Verurteilung, die Macht, unwiderstehlicher zu fesseln, als es Laune und Leidenschaft jemals vermögen. Der Frauen Königreich gründet sich nicht allein auf äußere Reize; wir werden Sklaven erst dann ganz, wenn Achtung und Bewunderung sich zu der ursprünglich gefaßten Neigung gesellen, doch diese wollen erworben sein. Glauben

Sie, daß ich zu solchen Reflexionen gelangt wäre, wenn ich nicht an mir selbst empfunden, wie stark eine derartige Liebe sich in jeder Versuchung bewährt, die uns zu einem Abirren veranlassen könnte? Mir war es, als sei ich ein anderer Mensch geworden, seit ich Alice kenne, liebe — gönnen Sie Joachim Zeit, Sie kennen zu lernen, wie er es hätte thun sollen, ehe er um Sie warb und all jene Jahre hindurch, seit Sie ihm gehören. Es ist unmöglich, daß er Ihnen nicht endlich entgegen brächte, was Sie verdienen und wonach Sie sich, trotz aller Gegenwehr, dennoch im innersten Herzen sehnen."

Der Waldweg war längst zu Ende; sie hatten den Garten erreicht; vor ihnen zwischen den Bäumen tauchten die Umrisse des Schlosses auf. Irma suchte gewaltsam dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Ich lasse Sie von mir und nur von mir reden," sagte sie, „und fragte noch nicht einmal, wie es Alice ergangen, wie weit Sie in Ihren Hoffnungen gelangt sind."

„Es wird Sie freuen zu hören, daß Alice und ich einig geworden; auch die Mama ist gewonnen. Nur Papa Excellenz scheint noch kein rechtes Vertrauen

zu mir fassen zu können und fürchtet sich, eine zu hohe Zulage geben zu müssen; deshalb verzögert er seine Einwilligung."

„O Ferdinand, wenn es nur das ist," sprach Irma halb bittend.

„Nein, nein," lächelte er, „in dieser Kalamität dürfen Sie nicht nochmals eintreten, Sie treueste der Freundinnen. Wir hoffen, den Papa nach und nach zu erobern und werden uns einrichten, so gut es geht. Und wir beide wissen, daß es gehen wird, denn der Gedanke, etwas von dem gewohnten Luxus opfern zu müssen, erschreckt uns nicht mehr. — Einen anderen Liebesdienst für uns kann Ihnen die nächste Zukunft ohnehin bringen. Alicens Vater schätzt Sie hoch, Baronin; er würde vielleicht auf Ihre Fürsprache hin sich leichter entschließen, mich zu Gnaden anzunehmen. Wollen Sie Bürgschaft für mich leisten, daß es mir mit meiner Umkehr Ernst ist und mit meinem Vorsatze, seine Tochter glücklich zu machen?"

„Mit tausend Freuden würde ich dies thun, aber wann, wo soll es geschehen?"

„Excellenz geht in einigen Wochen nach Karlsbad, wird jedoch hier in der Nähe bei Verwandten — es sind Sandens auf Ohlenhorst — mehrere Tage ver-

weilen. Erfahre ich den Termin seiner Reise, gebe ich Ihnen Nachricht, und das weitere liegt dann in Ihrer lieben Hand, in Ihren gütigen Worten, die besser, als ich, unsere Sache führen werden."

Ein Diener kam herbeigeeilt, um das Pferd hinwegzuführen; Willibald jedoch, der sich während der vorhergehenden ernsten Unterredung gelangweilt hatte, begehrte energisch, von dem neuen Onkel auf den Goldfuchs gehoben zu werden. Ferdinand willfahrte seinem Wunsche; er war noch damit beschäftigt, den Ritt des Kleinen zu überwachen, der stolz und ohne sich halten zu lassen auf dem Pferde saß, als der Baron unter das Portal des Schlosses trat.

Ferdinand hob den Knaben herab und ging dem Freunde entgegen. Joachim begrüßte den Grafen zurückhaltender, als er es jemals zuvor gethan; seine Ankunft gerade jetzt, wo er den Kopf voller verdrießlicher Gedanken hatte, war ihm nicht erfreulich. Dennoch konnte er nicht umhin, ihn zu längerem Bleiben aufzufordern, was Erlenstein auch, wie es dem Baron erschien, sehr bereitwillig annahm. Der morgende Tag war für sein Regiment ein Ruhetag.

„Du hast noch anderweitigen Besuch auf dem

Schlosse?" fragte Graf Erlenstein, als sie sich mit ihren Cigarren auf der Terrasse niedergelassen.

„Nur den Justizrat Hagen, der morgen wieder abreist," antwortete Joachim unwirsch.

„Ach so, er kommt wohl, Eure Erklärungen in betreff Eurer Scheidung entgegenzunehmen?"

„Bist Du darüber schon so völlig unterrichtet?"

„Ich traf Deine Frau im Walde, als ich hierher kam; sie machte mir eine Andeutung darüber."

„Nun, so wird es Dir wohl gleich sein, wenn ich Dich ersuche, über die Angelegenheit ein für allemal zu schweigen. Ich liebe derartige Erörterungen nicht!"

„Wie Du willst; Du weißt ja ohnedies, daß ich die Partei Deiner Frau nehme und immer nehmen werde."

Der Baron warf ihm einen finsteren Blick zu. „Das weiß ich allerdings," fuhr er auf und schleuderte die soeben angezündete Cigarre über die Brüstung des Balkons in den Garten hinab.

„Weshalb ereiferst Du Dich? Seit ich Irma kenne, habe ich sie verehrt und bewundert, auch nie zu jemand ein Hehl daraus gemacht."

Irma! Er nannte sie bereits so, als wäre sie

längst geschieden und frei, sich einen andern zu wählen. Joachim biß die Zähne zusammen, um jetzt nicht ein Wort hervorzustoßen, das einer Beleidigung des Gastes gleichgekommen wäre. Weshalb nur Ferdinand herkam und was wollte er eigentlich hier? Er hatte ihn nicht aufgefordert, so mußte es Irma gewesen sein, Irma, die ihn so hoch hielt und — die Gedankenfolge, welche sich seiner bemächtigte, war zu erschreckend, als daß er ihr hätte nachgeben mögen.

Das Wiedererscheinen der Baronin, die sich inzwischen umgekleidet, unterbrach die unerquickliche Gesprächspause; der Justizrat kam ebenfalls auf die Terrasse und brachte durch seine unzerstörbare gute Laune einiges Leben in die Unterhaltung. Willibald, der für den Onkel in der schönen Uniform eine rasche Vorliebe gefaßt hatte, blieb getreulich an Ferdinands Seite und dieser vergnügte sich an der altklugen drolligen Ausdrucksweise des Kleinen.

Die Stunde bis zum Abendessen verging somit erträglicher, als irgend einer der Anwesenden es gedacht. Zu des Barons erneutem Verdrusse lud Irma den Grafen ein, den ganzen folgenden Tag auf Eichenberge zuzubringen, sowie alle noch zu erwartenden Ruhetage während der Manöver. Joachim

unterstützte die Einladung nicht, was niemand aufzufallen schien. Am andern Morgen reiste Justizrat Hagen ab, nachdem er von den beiden Ehegatten einigermaßen widersprechende Weisungen empfangen.

„Machen Sie die Sache so schnell als möglich, lieber Hagen," hatte der Baron gesagt, „ich bleibe keine Minute länger hier, sobald Sie mir schreiben, daß der Termin angesetzt ist."

Irma dagegen hatte um Aufschub gebeten. „Die notwendige Regelung der Vermögensfrage verursacht mir Sorge, Herr Justizrat," lauteten ihre Worte, „ich muß Joachim zu bestimmen suchen, daß er den von mir ihm zugedachten Teil annimmt. Doch dazu bedarf es noch einiger Zeit. Übereilen Sie daher nichts, bevor Sie oder Doktor Bernauer nicht einen Brief von mir empfangen."

Und der Notar hatte sich, wie vor dem Baron, auch vor ihr verbeugt und pünktlich die Erfüllung ihrer Wünsche versprochen.

Ferdinand war seit einem Jahre nicht auf Eichenberge gewesen; ihn interessierten die Änderungen und Verbesserungen, die inzwischen entstanden, und da Joachim entschieden nicht in der Stimmung sich zeigte,

ihm die Honneurs seines Hauses zu machen, so führte Irma ihn in Höfen und Gärten umher.

Willibald befand sich heute nicht in ihrer Begleitung; er hatte länger als sonst geschlafen und war erst angekleidet worden, als die Baronin schon mit ihrem Gaste die versprochene Wanderung unternommen. Doch da es seine Gewohnheit war, unverzüglich, nachdem er aufgestanden, die Mama zu besuchen, so begab er sich auch jetzt auf den Weg nach ihrem Zimmer, wo sie die Morgenstunden zuzubringen pflegte.

Die sorgliche Mutter hatte an dem Thürgriffe eine starke Seidenschnur befestigt, um es ihm zu ermöglichen, ohne Hülfe ihn zu öffnen; mit kräftigem Händchen zog er daran und die Thür ging auf. Doch die Erwartete war nicht dort; statt ihrer erblickte er den Baron, der in Gedanken verloren auf dem kleinen Sessel neben ihrem Schreibtische saß. Etwas beklommen blieb er auf der Schwelle stehen; der ernste Mann, den er Papa nennen mußte, war ja nie in diesem Raume gewesen. Schon wollte er sich zurückziehen, als der Baron sich umwandte.

„Komm her, Willibald, was willst Du denn?"

Das klang nicht sehr ermutigend, aber Willibald

war keine furchtsame Natur; er kam schrittweise näher.

„Ich suche Mama,“ antwortete er.

„Sie ist fortgegangen; bleibe nur so lange bei mir,“ sagte der Baron, ihm die Hand entgegenstreckend.

Der Kleine stand jetzt dicht vor ihm und legte sein Händchen in die dargebotene Rechte.

„Wartest Du auch auf Mama?“ fragte er etwas zutraulicher.

Joachim atmete tief auf. „Nein, ich warte nicht auf sie,“ erwiderte er. Es war ihm, als dürfe er dem Kinde, das sie so liebevoll behütete, keine Lüge sagen.

„Aber was thust Du denn hier?“ fuhr Willibald beharrlich fort.

Der Baron fühlte eine Art Verlegenheit, der Frage Auskunft zu geben. Ja, was that er hier? Er hatte vor einer halben Stunde seine Frau in der Begleitung Ferdinand Erlensteins durch den Garten gehen sehen und wußte, daß sie längere Zeit ausbleiben würde. Da hatte das Verlangen ihn angewandelt, nach Monaten einmal wieder die Räume zu besuchen, in welchen sie lebte und die sein Fuß

sonst nie mehr betrat. Jetzt saß er schon eine ganze Weile in dem kleinen Sessel vor ihrem Tische und dachte — an was nur? An was? Wer vermochte den verschwimmenden Bildern Einhalt zu gebieten, die unaufhaltsam, eines das andere verdrängend, durch seine Seele zogen? War es nicht dennoch eine schöne Zeit gewesen, wie wenig er es damals empfunden, — als er sein neuvermähltes schüchternes Weib in dieses Zimmer führte, in dem sie fortan heimisch werden sollte und er mit ihr?

Er war es nicht geworden; die Welt hatte ihn mit schmeichlerischen Sirenenarmen in ihren Strudel zurückgerissen und vor ihrem Locken hatte er die sanfte Stimme überhört, die ihn so gern in diesem Raume willkommen geheißen, in welchem sein Erscheinen jedesmal Freude und Glückseligkeit hervorrief. Nun war er ein Fremdling an dem trauten Platze geworden, den in nicht zu ferner Zeit ein anderer einnehmen würde; er hatte sich das Recht verscherzt hier zu weilen, wo in der Liebe eines keuschen, edlen Weibes die besten und reinsten Wonnen ihm hatten erblühen sollen. Bald hielt ihn nichts mehr hier; er durfte wieder in voller Freiheit hinaus in die Welt ziehen, die ihn jetzt anekelte — er wußte nicht warum.

Der kleine Knabe, der inzwischen in dem Zimmer umhergestöbert, kam jetzt herbei; er hatte ein Album aufgefunden, welches er auf seines Vaters Knie legte.

„Zeige mir die schönen Bilder, Papa," schmeichelte sein Stimmchen zu dem Baron empor.

Joachim öffnete die vergoldete Klammer, welche das Buch schloß, und schlug die einzelnen Blätter um. Sie enthielten Photographieen von Freunden und Bekannten des Hauses, auch einige der früheren Gespielinnen Irmas aus ihrer Mädchenzeit.

Willibald betrachtete aufmerksam die verschiedenen Gestalten, bis man zu dem letzten Blatte kam. „Mama," rief er entzückt, die Hände zusammenschlagend, als er das ihm liebste und bekannteste Gesicht entdeckte.

Sie war es; kurz nach ihrer Verheiratung aufgenommen, als sie mit ihrem Gatten in Genf weilte. Joachim erinnerte sich, daß er das Bild seitdem nicht wieder angesehen; jetzt ruhten seine Augen auf den Zügen vor ihm, als sei es ein ihm fremdes Wesen, das er erblickte. Wie wenig sie sich verändert hatte in den dazwischenliegenden Jahren! Die Augen waren ernster geworden, der Mund entschiedener, oftmals sogar strenge. Doch das Oval des zarten An-

gesichtes war noch das gleiche, die Fülle goldbraunen Haares, das zierliche Profil, die weiche Linie, mit der der Ansatz des Halses sich unter dem herzförmigen Ausschnitt des Kleides verlor.

„Mama ist die Allerschönste, nicht wahr, Papa?“

Die Worte Willibalds rissen ihn aus seinem Sinnen; der ernsthafte Blick des Kindes schien in des Vaters Antlitz eine Bestätigung seines Ausspruches zu suchen.

Es gab eine lange Zeit, in der Joachim niemals nachgedacht, ob seine Frau schön sei oder nicht, heut hätte er die Frage bejahen mögen, doch unwillig über sich selbst wollte er das Album schließen. Willibald verhinderte ihn daran.

„Erst Mama einen Kuß geben,“ rief er aus und drückte seine Lippen auf das Bild.

Der Baron schlug ein Blatt zurück. „Sieh her, Willibald, diese Dame ist wohl noch schöner, als die Mama,“ sagte er, auf eine russische Aristokratin deutend, die Irma einst in einem Badeorte kennen gelernt.

Der Knabe schüttelte den Kopf. „Mama ist schöner,“ erklärte er bestimmt.

„Das verstehst Du ja noch nicht, kleiner Bursche," entgegnete der Baron, dem es plötzlich Vergnügen bereitete, des Kleinen Festigkeit zu prüfen. „Warum soll denn Mama durchaus die Schönste sein?"

Des Kindes Augen leuchteten auf. „Weil ich sie lieb habe, o so lieb," sagte er, die kleinen Arme weit auseinanderbreitend, als wolle er damit die Größe seiner Liebe kennzeichnen.

Und nun geschah etwas Seltsames, etwas Befremdendes. Der Baron hob den Knaben auf sein Knie und küßte zum ersten Male die weiße Stirn, den rosigen Mund seines Sohnes, und Willibald schlang, alle Scheu vergessend, die Arme um des Vaters Hals.

Joachim wollte ihn wieder auf den Boden setzen, als sich der Kleine mit einem Jubelrufe emporrichtete, um aus dem Fenster zu schauen.

„Mama und Onkel Freddy!"

Es war dies der Name, den er dem neuen Freunde gegeben.

Der Baron fuhr empor, als sei er im Begriff etwas Thörichtes, etwas außerordentlich Beschämendes zu thun. Hastig verließ er mit dem Kinde auf dem Arm das Boudoir, um sich in sein eigenes

Zimmer zu begeben, von wo aus er die Nahenden beobachtete.

Sie waren, wie fast immer, in lebhaftem Gespräche; Ferdinands Blicke ruhten mit Interesse auf seiner Begleiterin und Irma lächelte mehrmals heiter zu ihm empor. Joachim fühlte es wie einen Stich durch sein Herz gehen; kein Zweifel, Erlenstein war es, der einst sein Nachfolger in diesem Hause werden sollte; er hatte es erst gestern ausgesprochen, wie sehr er Irma schätze, er scheute sich nicht, ihr jetzt demonstrativ den Hof zu machen, Joachim es zu beweisen, daß er bereits in dem Herzen seiner Frau einen Ersatz gefunden. Ferdinand wäre ja auch ein Thor, wenn er sich die glänzende Partie entgehen ließe; mit der Comtesse Felsegg war es doch offenbar nichts geworden; wer weiß überhaupt, ob es ihm damit noch Ernst gewesen, seit er Irma kannte.

Und wie sorgfältig sie sich heute, doch wohl für ihn, geschmückt! Seit kurzer Zeit trug sie wieder ihre Lieblingsfarbe; so auch jetzt ein Kleid von leichtem rosa Stoffe, das ihr vortrefflich stand und das Hütchen von gezogenem weißem Mull, mit einem Zweige Apfel-

blüten garniert, schien mit einer förmlichen Koketterie auf dem vollen Haare zu schweben.

Joachim wandte sich geärgert vom Fenster, er konnte es nicht länger mit ansehen. Heftig drückte er auf den Elfenbeinknopf der Klingel, um dem eintretenden Diener Willibald zu übergeben, dann eilte er hinunter sein Pferd sich satteln zu lassen, und jagte planlos, ziellos durch die Felder, dem Walde entgegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Irma hatte sich von ihrem Begleiter verabschiedet und war in das Schloß gegangen, in dessen Halle Willibald sie bereits erwartete.

„Wo warst Du, mein Liebling?" fragte sie nach der Begrüßung.

Der Knabe warf die langen Locken zurück. „Ich war bei Papa," berichtete er, nicht ohne Stolz, daß der sonst so unfreundliche Mann sich so lange mit ihm beschäftigt. Auch Irma war betroffen davon.

„Warst Du in seinem Zimmer?"

„Nein, bei Dir."

Was wollte er damit sagen? Sie nahm seine Hand und führte ihn in ihr Boudoir.

„Wo warst Du mit Papa?" forschte sie noch einmal.

„Hier," lachte der Kleine fröhlich, „hier auf dem Stuhle hat er gesessen und mir Bilder gezeigt."

„Welche Bilder?“

Er lief zu dem altdeutschen Tischchen, dessen Platte er erreichen konnte und brachte das vorhin gesehene Album herbei.

„Die schönen Damen, die darin sind,“ erklärte er mit Wichtigkeit. „Auch Du bist darin, Mama.“

Sie schlug das Blatt auf. „Dieses hier hat sich Papa angesehen?“ sprach sie, auf das Bild deutend.

„Ja, das hier und dann —“

„Und dann?“

„Dann hat er mich geküßt und dann kamst Du und Onkel Freddy.“

Irma legte das Album auf den Tisch; ihr Herz begann zu klopfen. Was hatte Joachim bewogen, in ihrer Abwesenheit ihr Zimmer aufzusuchen, ihr Bild zu betrachten, dessen Vorhandensein er vielleicht längst vergessen, was hatte jene Zärtlichkeit dem Kinde gegenüber hervorgerufen, das ihm, wie er es selbst eingestand, antipathisch war?

Sie konnte nicht müde werden, den Kleinen auszufragen, bis sie fast jedes Wort erfahren, das zwischen beiden gewechselt worden. Doch Willibald wurde es endlich überdrüssig, die verlangte Auskunft so oft zu wiederholen; er wollte zu dem neuen Onkel

und, wie dieser ihm versprochen, auf dem Goldfuchse reiten. Sein Vater hatte ihm nie ein derartiges Vergnügen gewährt.

Als der Baron nach einer Stunde auf schweißbedecktem Pferde zurückkam, traf er den Grafen auf der Terrasse mit dem Kleinen spielend; Willibald hatte für ihn weder Blick noch Wort. Seine ganze Aufmerksamkeit war bei dem liebenswürdigen Offizier, der ihm so eben aus Büchern, Cigarettenkisten und andern erreichbaren Dingen, eine Festung aufgebaut hatte, in welcher Willys Bleisoldaten exercieren sollten, und beide schienen sich herrlich zu unterhalten.

„Ich begreife nicht, wie Du an dergleichen Gefallen finden kannst," bemerkte der Baron verstimmt, als er zu ihnen trat.

„Wenn man mit Kindern sich beschäftigt, ist es das beste selbst zum Kinde zu werden," erwiderte Ferdinand, „wir amüsiren uns prächtig, nicht wahr, Willibald?"

„Und ruiniert dabei, wie ich sehe, mein ganzes Rauchservice."

„Wir fanden gerade nichts anderes, um Schanzen aufzuwerfen und wollten Deine Frau — ich meine

Irma — nicht stören, die des Kindes Spielzeug hat.“ —

„Erlaube mir, Dir zu bemerken, daß sie noch meine Frau ist, Du also unbeschadet sie so nennen kannst,“ sagte der Baron gereizt.

„Mein Gott, wie genau Du seit einiger Zeit alles nimmst,“ rief Graf Erlenstein aus. „Das war doch früher Dein Fehler nicht!“

„Ich kann die vertrauliche Art nun einmal nicht leiden, in der Du von meiner Frau sprichst.“

„Ich erinnere mich, daß es Dir noch im vorigen Winter ganz gleichgültig war, wie man von der Baronin sprach, aber jetzt, da Ihr vor der Scheidung steht, wirst Du empfindlich,“ bemerkte Ferdinand.

„Mag sein; so lange ich jedoch noch unter diesem Dache weile, werde ich es nicht dulden, daß Ihr Euch vor mir schon jetzt so wenig Zwang auferlegt.“

Willibald war auf die Kniee des Grafen geklettert. „Papa zankt, Onkel Freddy,“ hörte der Baron ihn sagen, „wir wollen hinauf zu Mama gehen.“

Natürlich, die drei gehörten ja schon zusammen; in dem naiven Vorschlage des Knaben lag das Urteil dessen gesprochen, der sich bisher als die Hauptperson an diesem Platze betrachtet hatte.

Ferdinand hob den Kleinen einige Male hoch in die Höhe, um über sein Köpfchen hinweg zu dem Freunde zu äußern: „Ich glaube, Du wirst eifersüchtig alter Junge; was ist Dir denn eigentlich in den Sinn gekommen? Soviel ich weiß, machst Du Dir ja aus Irma garnichts."

Joachim murmelte einige unverständliche Worte von Ehre des Hauses, Vertrauensmißbrauch u. s. w., auf die Ferdinand nicht zu achten schien; er baute schon wieder mit Willibald an seinen Festungswerken und legte eben als Zugbrücke ein vergoldetes Papiermesser zwischen das freiherrliche Adelslexikon und Schlossers Weltgeschichte.

Der Baron setzte sich von beiden etwas entfernt an den noch freien Tisch und warf zuweilen einen Blick auf die Spielenden; Graf Erlenstein hatte guten Grund, ihn zu verspotten. Wollte er jetzt die maßlose Lächerlichkeit auf sich laden, eifersüchtig auf eine Frau zu werden, von der er im Begriff war, sich zu trennen? Und doch! Der Gedanke war ihm unerträglich, daß er jetzt in seinem Hause bereits überflüssig war, daß seine Stelle in geringer Zeit wieder ausgefüllt sein sollte, um in Irma sogar die Erinnerung an ihn ganz und gar zu verdrängen. Er hatte ihr ja auch

kein Glück gegeben, und was sie dafür hielt, war Täuschung ihres eigenen Herzens gewesen; Ferdinand Erlenstein, der sie so hoch gehalten von Anfang an, würde es besser verstehen, ihr Leben sonnig und reich zu machen; hatte er doch auch den Knaben schon ganz und gar gewonnen, der seine Zärtlichkeit zwischen der Pflegemutter und ihm zu teilen begann.

Er aber durfte nicht einmal einen Vorwurf gegen den Freund erheben; wer konnte Irma denn hindern, sich wieder zu vermählen, wenn sie in einiger Zeit frei wurde? Sobald der Prozeß eingeleitet war, erforderte es ja eigentlich schon die Schicklichkeit, daß er Eichenberge verließe, und dann konnten beide thun und lassen, was sie wollten.

„Wie steht es denn um Deine Verlobung mit der Felsegg?“ rief er plötzlich hinüber.

Ferdinand zuckte die Achseln. „Nicht aussichtsvoller, als vor einem halben Jahre,“ sagte er gelassen, „Du kennst ja des Alten Starrsinn.“

„Es scheint Dir nicht besonders nahe zu gehen, daß nichts daraus wird,“ meinte Joachim spöttisch.

„Erzwingen kann ich doch nichts bei dem General; was bleibt mir übrig, als mich darein zu finden!“ entgegnete Ferdinand.

„Du brauchst eben eine reiche Frau, ich habe es Dir stets gesagt.“

„Das meine ich auch; Dein Rat in dieser Hinsicht war ein vortrefflicher,“ bemerkte Ferdinand malitiös.

„Wirklich? Und wen hast Du denn ins Auge gefaßt?“

„Ich bin noch nicht im reinen; Du erfährst es jedenfalls zuerst, wenn ich soweit bin,“ antwortete Graf Erlenstein.

Joachim schleuderte ihm einen fast wilden Blick zu; er unterdrückte die heftige Äußerung, die ihm auf den Lippen schwebte, weil er Irma kommen sah, die lächelnd dem Grafen die Hand zum Kusse reichte und nach kurzem Kopfnicken zu ihm hinüber sich an den Tisch zu den andern setzte.

„So,“ sagte Ferdinand, „jetzt sind wir gerade mit unserm Bau fertig und der Kampf kann beginnen. Übernehmen Sie die Partei der Belagerer, Baronin, hier sind Kugeln aus Seidenpapier, die roten gehören Ihnen, die gelben uns; wer die meisten Soldaten umwirft, hat gewonnen.“

Die Schlacht war bald im Gange; die kleinen Kugeln flogen unter dem Jubel Willibalds mit Blitzes=

schnelle hin und her. Joachim begann im stillen das Spiel unpassend zu finden, als er gewahrte, daß einige der Kugeln, die Ferdinand geworfen, sich in der Halskrause seiner Frau verloren. Irma schien es nicht zu bemerken; sie geriet förmlich in Aufregung, ihre Partie zu gewinnen; ihr Lachen klang hell und rein, wie das des Kindes ihr gegenüber, das in die Händchen klatschte, wenn es dem Onkel glückte, einige von Mamas Bleisoldaten zu treffen.

Dennoch gelang es ihrer Geschicklichkeit, auch unter den Feinden Verheerungen anzurichten, bis sie endlich hochrot und atemlos das Spiel aufgeben mußte, da die letzte ihrer Papierkugeln verschossen war.

„Sie haben gesiegt," rief Ferdinand, „sehen Sie unser Schlachtfeld an; wir sind gezwungen, die Waffen zu strecken und die Festung zu übergeben."

„Noch eine Kugel, die letzte, die ich finden konnte," scherzte sie fröhlich, die goldene Nadel, die ihr Kleid schmückte, herausziehend, um sie nach einem der Soldaten zu werfen.

Das Geschoß verfehlte jedoch sein Ziel; es flog gegen einen Aschenbecher aus cuivre poli, der einen Turm darstellte und, dem Ansturm nicht gewachsen, herabrollte. In dem Bestreben, ihn aufzuhalten,

stieß Ferdinand gegen den übrigen Aufbau; polternd stürzte zum Entzücken Willibalds die ganze Festung zusammen; Bücher, Rauchservice, Schreibzeuggeräte kollerten von dem Tische herab auf die Terrasse.

Irma und Graf Erlenstein bückten sich, die verschiedenen Dinge aufzulesen.

„Joachim, was sagst Du dazu, daß wir so unvorsichtig mit Deinen Sachen umgehen?“ rief die Baronin unter Lachen. „Hilf doch wenigstens den Schaden wieder gut zu machen.“

Herr von Wengern hatte seinen Platz verlassen. „Ich habe schon vom Anblick genug und will nicht weiter stören,“ erwiderte er kurz, in das Haus zurückkehrend. Eine offene Zärtlichkeit beider hätte ihn nicht mehr aufbringen können, als dieses alberne Spiel; wie man nur so kindisch zu sein vermochte! War denn das seine stille, ernste Frau, die so thöricht sich geberden, so übermütig lachen konnte, weil der Andere sie dazu ermunterte?

„Was hat denn nur Joachim?“ fragte währenddessen Irma. „Er war so finster und mißgestimmt.“

„Ich weiß es nicht, Baronin,“ antwortete Ferdinand, das Rauchservice wieder auf ein dazu gehöriges Tischchen ordnend. „Er wird doch wohl

genötigt sein, an seine Zukunft zu denken und das mag ihm Sorge bereiten."

„O wenn er es sich doch gefallen ließe, daß ich sie ihm etwas erleichterte," meinte Irma, „ich wage nicht, ihn darum anzugehen. Wenn Sie es aber wollten, Ferdinand, —"

„Ich thue es gewiß nicht, teure Irma," erklärte Graf Erlenstein, „denn ich betrachte, was er jetzt innerlich erleiden mag, als eine gerechte Strafe für ihn, die ihn vielleicht zur Erkenntnis bringt, was er im Begriffe ist, zu verlieren."

Es flog durch Irmas Sinn, was sie heute von dem Kinde erfahren; ob Joachim in der That bereute? Sie wagte der Vorstellung nicht nachzuhängen; es war zu weit zwischen ihnen gekommen; sie konnte nicht mehr zurück.

Ihr einstiger Gatte zeigte durch sein Wesen auch nicht, daß er eine Annäherung wünsche oder suche; so unliebenswürdig, selbst dem Gaste gegenüber, hatte sie ihn noch nie gesehen. Ferdinand verlebte den übrigen Teil des Tages noch auf dem Schlosse, widmete sich jedoch ausschließlich der Gesellschaft der Baronin; die abstoßende Kälte Joachims schien von ihm völlig unbeachtet zu bleiben.

Gegen Abend mußte er zu seinem Regimente zurück; während er auf sein Zimmer eilte, sich zu dem Ritte fertig zu machen, trat Joachim zu seiner Gattin, die an dem gedeckten Theetische auf den Gast wartete.

„Wie ich höre, hast Du Erlenstein für alle noch folgenden Ruhetage in der Manöverzeit eingeladen," sagte er schroff.

„Allerdings," war die gelassene Antwort, „es kann Dir doch nur angenehm sein, da Du die Einförmigkeit des Landlebens nicht gewohnt bist."

„Ich glaube, Du könntest es erraten, daß mir an seinem Hiersein nichts gelegen ist."

„Ich konnte unmöglich ahnen, daß die Gegenwart Deines besten Freundes Dich so übellaunig werden ließ, wie Du in der That heute warst."

„Nun, da es aber einmal so ist, ersuche ich Dich, Deine Einladung rückgängig zu machen."

„Niemals, Joachim; was sollte mich bestimmen, so unhöflich zu sein?"

„Daß es mein Wunsch ist, würde Dir natürlich eindruckslos bleiben."

„Wenn ich keinen verständigen Grund dafür habe, ja."

Der Baron wandte sich kurz um. „Ach, ich verstehe, es ist ja Dein Haus; Du kannst als Gast darin sehen, wen Du willst, auch ohne auf mich Rücksicht zu nehmen."

Der sporenklirrende Schritt des Grafen nahte vom Korridor her.

„Irma," sagte Ferdinand, in das Zimmer tretend, „möchten Sie mir nicht Byrons „Manfred" zur Lektüre für die langweiligen Abende mitgeben?"

Es war das erste Mal, daß er die vertraute Anrede in Gegenwart Joachims gebrauchte; der Baron bemerkte, daß seine Frau errötete. Sie also empfand wenigstens das Unschickliche seines Benehmens, während er nicht das Geringste von seiner empörenden Dreistigkeit einzubüßen schien; er nahm jetzt mit großer Seelenruhe an dem Tische Platz, um sich von der Baronin, bevor er das Schloß verließ, noch eine Tasse Thee bereiten zu lassen und versuchte sogar an Joachim einige Scherze zu richten, welche dieser freilich nur mit einem unverständlichen Grollen beantwortete.

Irma ging, als er den Thee eingenommen, in die Bibliothek, das verlangte Buch zu holen.

„Erlenstein," sprach der Baron, nachdem sie die Thür geschlossen, „wenn wir Freunde bleiben sollen, so thue mir den Gefallen, meine Frau nicht beim Vornamen zu nennen."

„Greift das Deine Nerven an? Es giebt doch mehr als eine Dame, die wir gleichzeitig bei ihrem Namen nannten, und Du fandest nie etwas darin."

„Was frage ich nach jenen Weibern? Nenne sie, wie Du magst! Sie waren nicht Irma; ich begreife nicht, wie Du Dir das erlauben kannst."

„Ein Vorrecht unserer Freundschaft, an der Du nicht zu zweifeln brauchst. Irma wird einer Stütze bedürfen, wenn sie allein steht, und ich habe den ernsten Willen, ihr diese zu gewähren."

„Noch ist sie nicht geschieden, trägt meinen Namen noch; vergiß das nicht."

Ferdinand begann sich eine Cigarette zu drehen. „Mache Dich nicht lächerlich."

Irma kehrte mit dem gewünschten Buche zurück; Graf Erlenstein wandte sich an sie mit dem Bemerken, daß in der folgenden Woche ein interessantes Manövergefecht, zwei Stunden von hier entfernt, stattfinde und forderte das freiherrliche Paar auf, demselben beizuwohnen.

Die Baronin versprach sofort ihre Gegenwart, Joachim stellte sein Erscheinen als ungewiß hin.

„Doch bis dahin sehen wir uns noch," meinte Irma, da ihr Gatte keine Anstalten dazu machte, den Gast bis zur Terrasse geleitend.

„Noch recht oft, wie ich hoffe," lächelte Ferdinand und eilte die Stufen hinab, sein Pferd zu besteigen.

* * *

Die Tage gingen dahin, ohne dem Justizrat die erwartete Entscheidung zu bringen, in welcher Weise sich die Gatten über die einleitenden Schritte ihrer Trennung geeinigt hätten. Der Baron allerdings hatte in erregter Weise geschrieben, die Angelegenheit zu beschleunigen, Irma jedoch dem Rechtsbeistande, den sie sich erwählt, die erforderlichen Mitteilungen noch nicht gemacht. Die Stunde erschien ihr nie geeignet, mit Joachim über jene fatale Auseinandersetzung zu sprechen, bei der sie außerdem eine schroffe Abweisung befürchtete.

Die Arbeiten auf den Wirtschaftshöfen und in dem Dorfe sollten beginnen; der Baumeister, den Joachim berufen, und seine Gehülfen waren bereits

eingetroffen; es gab täglich im Schlosse mit ihnen Konferenzen, an welchen auch Irma teilnahm. Der Bau des neuen Schulhauses sollte den Anfang machen, die Grundsteinlegung eine allgemeine Feier für das Dorf werden.

„Es ist mir lieb, daß Du Dich entschlossen, die Feier im Beisein aller Gutsangehörigen vollziehen zu lassen," sprach der Baron, als die Einzelheiten festgestellt waren, „sie werden später des Tages als eines Festes dankbar sich erinnern, wenn sie die Früchte unserer letzten, gemeinschaftlichen Mühe ernten."

Die letzte gemeinschaftliche Mühe! Ja, es war so, aber weshalb mußte es sein?

„Unsere Bauern und Gutsleute," fuhr Joachim fort, „scheinen es noch nicht zu wissen, daß wir auseinandergehen. Nun, vor dem Sonntag der Grundsteinlegung brauchen sie es auch nicht zu erfahren. Es wird sich jedenfalls besser machen, wenn wir in scheinbar ungetrübtem Frieden daran teilnehmen; dies wird auch Deine Meinung sein."

Irma neigte bejahend ihr Haupt. „Ich bin mit allem einverstanden, was Du anordnest."

„Justizrat Hagen beklagt sich übrigens, daß er von Deinem Anwalt noch nichts gehört; warum hast

Du Doktor Bernauer genommen, wenn Du nicht mit ihm verhandeln willst?"

„Ich hatte ihm noch nichts mitzuteilen, weil ich mit Dir zuvor über einen Punkt mich einigen wollte."

„Über welchen?"

„Du hast mich durch den Justizrat wissen lassen, daß Du auf jeglichen Anteil unseres bisherigen Vermögens verzichtetest," sprach Irma, „dies kann Dein Wille nicht sein."

„Ah, Du meinst, daß Du meine Berechnung in vergangenen Zeiten so genau kennen lerntest, um mich auch jetzt einer solchen für fähig zu halten," sagte er scharf.

„Nicht das, Joachim," entgegnete sie sanft, „nur bitten wollte ich Dich, mir zu erlauben, Dir zu überlassen, was nach meinem Wunsch und Willen Dein geworden ist."

„Du bist sehr gütig, aber eigentlich mit Deinem Hab und Gute leichtsinnig, wenn Du so oft an Andere große Summen verschenkst. Kannst Du wissen, ob mein Nachfolger damit zufrieden sein wird?"

„Dein Nachfolger?" Ihre Augen erweiterten sich. „Glaubst Du im Ernste, was Du sprichst?"

„In vollkommenem Ernste; Du bist zu jung, um allein zu bleiben und wirst es auch nicht."

„So lasse wenigstens jetzt diesen Gedanken aus dem Spiele; wir sprechen von Dir, nicht von einem Manne, der bis jetzt nur in Deiner Phantasie lebt. Wenn Du die Absicht hast, in einem fremden Lande Dir eine neue Zukunft zu gründen, bedarfst Du dazu der Mittel."

„Womit Du mich erinnern willst, daß ich als Bettler in Dein Haus gekommen und als solcher wieder hinausgehen werde, wenn Du mich nicht ausstattest."

„Du warst mir recht einst, ohne daß Dir glänzende Mittel zur Verfügung standen, und nie wäre es mir in den Sinn gekommen, Dir daraus einen Vorwurf zu machen, wenn Du mich geliebt hättest. Du thatest es nicht und erst, als ich dies wußte, wandte ich mich von Dir. Doch fünf Jahre der Gemeinschaft lassen sich aus keines Menschen Leben streichen; ich kann es nicht vergessen, daß ich mit Dir Freud und Leid zu teilen gelobte; Du wirst mir niemals ein völlig Fremder werden, da Du mein Gatte warest. Und in der Erinnerung daran, daß es auch lichte Stunden, die wir miteinander verlebt, in der Er-

innerung, daß ich Dir mein ganzes Sein gegeben, bitte ich Dich von mir anzunehmen, — was wertloser in meinen Augen, als jenes, — einen Teil des Geldes, das zu meinem Glücke niemals beigetragen, das Dir jedoch helfen kann, ein neues Dir zu schaffen."

Des Barons Blicke ruhten wie gebannt auf ihrem bewegten Angesicht; nie hatte sie dem Bilde ihrer ersten Jugend ähnlicher gesehen, das er vor wenigen Tagen entdeckt. Augen der Liebe hatten jenes Bild damals schön gefunden und es war ihm, als sähe er in diesem Momente das Aufstrahlen jener Kinderaugen, die unbewußt in seine Seele einen Teil ihres Glanzes gesenkt, in dessen Widerschein er jetzt das Frauenantlitz dort erblickte. Er zwang sich, dem Eindrucke nicht nachzugeben.

„Ich verkenne Deine freundschaftliche Absicht nicht," begann er endlich, „und wenn ich trotzdem Dein Anerbieten ablehne, möchte ich Dich nicht damit kränken. Verzeihe mir, wenn ich es erkläre, daß es mir unmöglich ist, von Deinem Vermögen noch etwas anzunehmen und selbst die Gründe erlasse mir, warum ich es nicht kann."

„Du würdest mir die Trennung leichter machen, wenn Du es thätest."

Der Baron faltete die vor ihm liegenden Papiere zusammen. „Auch auf dieses Argument hin darf ich es nicht thun. Übrigens ist es mir noch niemals in den Sinn gekommen, daß Dir die Trennung von mir schwer fallen könnte.“

Irma erwiderte nichts; sie ging hinaus, um ihre Thränen zu verbergen. Des Gegenstandes wurde nicht mehr gedacht; die Vorbereitungen zu dem Feste der Grundsteinlegung nahmen Zeit und Kräfte in Anspruch; es war, als wenn beide darüber hinaus nicht zu denken wagten.

Graf Erlenstein kam, so oft es seine Zeit erlaubte, nach Eichenberge. Joachim wich ihm aus, wenn es irgend möglich war. Er haßte ihn jetzt, den er früher seinen besten Freund genannt.

Irma machte einst den Grafen in schonender Weise darauf aufmerksam, daß seine zu weit getriebene Ritterlichkeit Joachims Mißfallen erwecken könnte; Ferdinand lachte darüber und sandte der Baronin am nächsten Morgen einen Strauß seltener Waldblumen, die er selbst gesammelt hatte.

Joachim begann das Paar schärfer zu beobachten; es war unbegreiflich, was sie sich beständig mitzuteilen hatten; es fiel ihm außerdem auf, daß ihre Gespräche

stets mit einer gewissen Hast abgebrochen wurden, wenn er unerwartet dazu kam, und Irma war stets so verwirrt, so eigentümlich befangen bei solchem Anlasse.

Er zweifelte nicht länger daran, sie waren bereits einig; sie warteten nur noch auf den lösenden Spruch, um öffentlich ihre Verbindung zu bekennen. Die beschämende Rolle, die er zwischen ihnen spielte, drohte Joachim zu erdrücken; unmittelbar nach der Feier wollte er fort, gleichviel wohin, und sei es in einen entlegenen Weltteil, wo nichts ihn mehr an dies vergeudete, verfehlte Leben erinnerte, das ein solches geworden durch seine eigene Schuld.

Mit fieberischer Hast beschäftigte er sich mit den Bauplänen für das Dorf und das Gut; er würde es nicht mehr sehen, wenn alle diese Projekte Leben und Gestaltung gewonnen hätten. Wie geheimes Bedauern kam es über ihn; er fühlte erst jetzt, wie das Gedeihen des herrlichen Besitzes ihm Freude und Genugthuung gewährt hatte, ihm weit mehr noch gewähren müsse, wenn er selbst dafür gesorgt, gearbeitet hätte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Morgen des Festes brach an, — sonnenhell und klar. Aus der Nachbarschaft waren verschiedene Familien der Einladung des freiherrlichen Paares gefolgt, Ferdinand hatte einige seiner Kameraden mitgebracht; Schloß Eichenberge war wegen seiner, den Manövern nicht sehr günstigen Lage diesmal von Einquartierung verschont geblieben.

Nach Schluß des Gottesdienstes in der Dorfkirche versammelte man sich auf dem freien Platze, der zu dem Bau des Hauses ausersehen war. Irma in blaßblauem Kleide, frische weiße Rosen im Haar und an der Brust, stand in der vordersten Reihe der Anwesenden; sie sollte die ersten Hammerschläge thun.

Der Prediger hatte eine kurze Ansprache beendet, in welcher er den Segen des Himmels auf das neue Heim der Kinder flehte, der Baumeister bot auf einem

Kissen der Gutsherrin den zierlichen Hammer, welcher zu der symbolischen Handlung bestimmt war. Irma that mit fester Hand die vorgeschriebenen drei Schläge, um ihrem Gemahl dann Raum zu geben.

Doch Willibald hatte sich zwischen sie und ihn gedrängt, in dem Bemühen, das Kind von seinem Platze sanft hinwegzuziehen, reichte sie den Hammer achtlos weiter, ohne zu bemerken, daß sie, statt an den Baron, an den Grafen Erlenstein ihn gegeben. —

Ferdinand trat vor, seinerseits die Schläge auszuführen; als er den Hammer Joachim überreichte, blickte er betroffen in ein vor innerem Zorne erblaßtes Angesicht, in funkelnde, haßerfüllte Augen, die sich auf ihn richteten. Das Versehen Irmas war von dem Baron als verletzende Absichtlichkeit aufgefaßt worden.

Von den übrigen war der kleine Zwischenfall unbemerkt geblieben; als die Feier zu Ende war, begab sich alles in den Park, dessen einer Teil zu dem Festplatze für die zu bewirtenden Gutsangehörigen und Dorfbewohner hergerichtet war und von dort aus in das Schloß, wo ein glänzendes Mahl der Geladenen harrte. Nach der Beendigung desselben

wollte man dem Tanze zuschauen, der auf der Wiese draußen stattfinden sollte.

Joachim, sonst ein Freund der Tafelfreuden, dauerte das heutige Diner viel zu lange. Diese unerträglichen Lobreden, die man sich verpflichtet fühlte, ihm zu Ehren zu halten und für die er obendrein noch danken mußte! Dieses Preisen eines Glückes, das aus seinem Hause längst entflohen, wenn es überhaupt je darin heimisch war, und dem seine eigene Stimmung tiefsten Hohn sprach! Er war eigentlich dankbar, daß seine Tischnachbarin, eine alte Gräfin aus der Nachbarschaft, mit allen andern schwatzte, die ihr erreichbar waren und ihn der Mühe überhob, sie zu unterhalten. Erlenstein hatte natürlich die Hausfrau zu Tische geführt; sie sprachen schon wieder eifrig zusammen, als sei außer ihnen niemand anwesend.

Endlich, endlich war die Qual dieses Diners vorüber; einige der Gäste wollten sich an dem Tanze der Dorfleute beteiligen; man schritt unter Plaudern und Scherzen durch den Park bis zu dem Festplatze, auf dem das regste Leben herrschte.

Das Erscheinen der Gutsherrschaft rief allgemeine Freude hervor; der Verwalter nahte sich mit tiefem

Gruße der gnädigen Frau, um sich die Ehre eines Tanzes von ihr zu erbitten. Joachim hatte früher oftmals mit den frischen Bauernmädchen des Dorfes getanzt; heute vermochte er es nicht. Das ganze Treiben kam ihm schal und widerwärtig vor; das Lachen um ihn dünkte seinem Ohre ein greller Mißklang, all diese fröhlichen Gesichter waren nur vorhanden, seinen Unmut zu erhöhen.

Irma, die in Gesellschaften niemals getanzt hatte, schien an diesem Tage ein ausnehmendes Gefallen daran zu finden; jetzt schwebte sie im Arme Ferdinand Erlensteins dahin und, trotz seines Grolles gegen beide, folgte sein Blick bewundernd den Bewegungen des schönen Paares. Er vermochte es nicht länger zu ertragen; unter dem Vorwande, für die Dorfleute einige Kisten Cigarren herabsenden zu wollen, verließ er den Tanzplatz, um sich in der Richtung des Schlosses hinwegzubegeben.

Es vermißte ihn niemand; der Tanz nahm seinen Fortgang, bis die Schatten der Dämmerung sich über den Park breiteten. Einzelne der Geladenen hatten ihre Wagen bereits bestellt, als Joachim nach stundenlangem Dahinbrüten in seinem Zimmer es für geboten fand, wieder unter seinen Gästen zu erscheinen.

Er wählte einen Umweg, um zu dem Festplatze zurückzugelangen; ein schmaler Fußpfad führte durch dichtes Gebüsch und hohe Hecken zu der Wiese. Doch auch dort tönten Stimmen ihm entgegen; die Gäste mußten sich durch den ganzen Park zerstreut haben.

Es waren keine Fremden; er unterschied jetzt deutlich die Stimmen Ferdinands und Irmas, die auf dem Hauptwege ihm zur Seite langsam daherkamen, ohne ihn bemerken zu können, der stehen geblieben, als sie sich nahten.

Jetzt konnte er auch einzelne Worte vernehmen; Graf Erlenstein schien etwas zu erbitten, was Irma offenbar nicht sofort bewilligen wollte.

„Es ist die einzige Gelegenheit, Irma, und sie kehrt vielleicht nicht wieder,“ hörte er den Grafen dringend sagen. „Sie ließen mich noch nie vergebens bitten und jetzt, wo es mein höchstes Glück gilt, wollen Sie hartherzig sein?“

„Aber morgen ist es kaum möglich, Ferdinand,“ antwortete Irma, „wir wünschen beide das Geheimnis gewahrt, bis alles entschieden ist, und welchen Vorwand soll ich wählen, um gerade dort einen Besuch zu machen, wohin ich sonst in Monaten nicht komme?“

„Der Vorwand wird sich finden und übermorgen könnte es schon zu spät sein. In zwei Stunden wären Sie an Ort und Stelle; auf dem Rückwege erwarte ich Sie und“ —

Die Worte der sich Entfernenden verhallten, — Joachim setzte schweren Schrittes seinen Weg fort.

Soweit also war es schon gekommen! Sie konnten es nicht mehr erwarten, bis die Form des Gesetzes es ihnen erlaubte, einander anzugehören; Erlenstein verlangte von seiner, — des Freundes Frau, daß sie mit ihm am folgenden Tage zusammenträfe, — zu welchem Zwecke? Nun, vielleicht um überhaupt nicht mehr zurückzukehren! Die Manöver waren ohnehin in einigen Tagen zu Ende und Ferdinand trat dann einen längeren Urlaub an, den sie gemeinsam ja auf Reisen zubringen konnten, bis der Prozeß entschieden war.

Und dazu vermochte eine keusche, tugendhafte Frau, wie Irma, sich herbeizulassen, sie achtete den Namen des Mannes, den sie noch immer trug, des Hauses Ehre nicht so hoch, um ihren Ruf nicht gewaltsam zu zerstören? Welch eine Macht mußte Erlenstein über sie gewonnen haben, wie groß die Leidenschaft sein, die er ihr einflößte, um sie so ganz

und gar ihrer selbst unwert zu machen? Sie gehörte ihm, dem Gatten, nicht mehr an, es war nicht umzustoßen, aber dennoch, dennoch, — es konnte, es durfte nicht sein, daß sie ihre Frauenwürde, ihre bisher fleckenlose Ehre so leichtfertig preisgab.

Er hatte sie nicht geliebt, als sie noch sein eigen war, — in seiner Achtung aber hatte sie stets über allen Frauen gestanden und jetzt, da er, — er griff an seine heiße Stirn; — es war ja Wahnwitz, oder was war es sonst, das über ihn kam mit elementarer Gewalt, sturmesgleich ihn durchtobend und in dem nächsten Augenblicke mit blendendem Lichte ihn erfüllend, daß er bis in das innerste Herz erschrak?

Die Gäste des Barons mußten heute sich verabschieden, ohne den Hausherrn noch einmal gesehen zu haben. Irma suchte ihn zu entschuldigen, so gut es anging; seine Mißstimmung war ihr bereits bei Tische aufgefallen. Männer sind weniger fähig, dergleichen zu beherrschen, als Frauen. Sie hörte ihn unten in der Vorhalle des Schlosses sprechen, als sie bereits in ihrem Schlafzimmer war; er mußte mit Absicht der Gesellschaft aus dem Wege gegangen sein.

Der Morgen führte die Gatten niemals zusammen; sie waren gewohnt, ihren Vormittag jeder nach seinem Gutdünken zu verleben und sich erst bei Tische zu sehen. Nachmittags fuhr Irma häufig mit ihrem Adoptivkinde aus; Joachim sah heute, daß der Wagen, den sie zu benutzen pflegte, schon um elf Uhr in Bereitschaft gesetzt wurde; gleich darauf kam sie, mit Willibald an der Hand, auf den Vorplatz hinab.

Also doch! Der Baron riß das Fenster auf.

„Wohin willst Du denn so früh schon fahren, Irma?“ rief er hinunter, mühsam seiner Stimme einige Festigkeit gebend.

Sie wandte sich ohne eine Spur von Befangenheit um. „Ah, bist Du es, Joachim? Ich wußte nicht, daß Du noch zu Hause seiest. Auf Wiedersehen denn heute Nachmittag! Ich mache einen Besuch auf Ohlenhorst.“

Sie ließ Willibald in den Wagen heben und sprang leichtfüßig nach, ohne den Blick noch einmal zurückzuwenden; das Gefährt rollte davon.

Ohlenhorst war eine Besitzung, die dem Baron Sanden gehörte, mit dessen Familie Irma jedoch niemals einen lebhaften Verkehr gepflegt hatte. Es

lag in der Richtung von Reschwitz, wo sich Erlenstein befand. So war sie auf den Vorschlag eingegangen, den ihr der Gewissenlose gemacht, und konnte mit dieser ruhigen Miene ihm einen Vorwand ihrer Entfernung heucheln.

Das Blut begann in seinen Schläfen zu hämmern. Sie hatten wochenlang unter seinen Augen ihr leichtfertiges Spiel miteinander getrieben; jetzt war ihre Verachtung für ihn so hoch gestiegen, daß sie sich nicht scheuten, ihm auch noch diese letzte Schmach anzuthun. Und Erlenstein, den er seinen Freund geglaubt, der noch vor kurzer Zeit ihm den Rat gegeben, sich mit Irma zu versöhnen, entblödete sich nicht, auf diese heimtückische Art den Besitz der Frau sich zu sichern, die er ihm endlich völlig abwendig gemacht.

Joachim überlegte, ob er nicht Irma folgen solle, sich zu überzeugen, wohin sie eigentlich fahre. Mochte in einigen Monaten die Scheidung ausgesprochen werden, — noch war sie seine Frau und ihre Ehre die seine, noch hatte er ein Recht, den heuchlerischen Verführer zur Verantwortung zu ziehen und in seinem Blute seinen Verrat abzuwaschen. Und wenn es neue Lächerlichkeit auf ihn häufte,

einer Frau nachzujagen, die er selbst ja von sich gehen geheißen, sie sollten beide wenigstens empfinden, daß er seine Rechte noch zu verteidigen gedenke, so lange sie ihm öffentlich noch nicht abgesprochen worden.

Er begriff nicht ganz, warum Irma so früh das Schloß verlassen. Heute, er wußte es, fand ein größeres Manöver statt, bei dem alle Truppen beteiligt waren; Erlenstein konnte vor vier bis fünf Uhr nachmittags kaum in seinem Quartiere sein. Er wollte auf dem Rückwege sie erwarten, so fuhr sie doch nach Ohlenhorst, aber weshalb? Vielleicht nur, um durch diesen Besuch ihr weiteres Ziel zu maskieren. Ein Vorwand würde sich finden, hatte Ferdinand gesagt.

Er hielt es nicht mehr im Zimmer aus, sondern eilte hinunter in den Park, den dort beschäftigten Arbeitern einige Befehle zu geben, die er im nächsten Augenblicke als überflüssig erkannte. Die ihn beherrschenden Gedanken aber ließen sich nicht zurückdrängen; er rief seinen Reitknecht herbei, eines seiner Pferde sich satteln zu lassen.

Er mußte ihr folgen, er mußte Irma zu verhindern suchen, diesen verhängnisvollen Schritt zu be-

gehen, um ihrer selbst willen, um sie nicht auf ewig verlieren zu sehen, was sie so hoch vor allen andern Frauen ausgezeichnet. Sie würde Erlensteins Weib werden und ihm jenes Glück verdanken, das sie von ihrem ersten Gatten vergebens gehofft, und er mußte es ertragen, — doch was sie geplant, es durfte nicht zur Ausführung kommen und sollte er den falschen Freund gewaltsam aus dem Wege drängen, den er ihr gezeigt.

Als er sich außerhalb des Parkes befand, überlegte er, wohin er sich zunächst zu wenden habe. Reschwitz war von Ohlenhorst in einer halben Stunde zu erreichen; er schlug den Weg ein, der zu dem letzteren Orte führte. Die Mittagssonne brannte heiß auf ihn herab, sein Kopf glühte wie im Feuer, aber trotzdem spornte er sein Pferd zu immer schnellerem Laufe; nie war ihm die Entfernung so unerträglich lang vorgekommen.

Die Türme des Schlosses ragten vor ihm auf, er näherte sich vorsichtig dem Hofe, ein tiefer Atemzug hob seine Brust; das erste, worauf sein Blick gefallen, war die Equipage Irmas, welche ausgespannt in dem Schatten der hohen Linden stand. Sie war also noch hier; sie hatte Erlenstein noch

nicht gesehen und ihm blieb Zeit, ihn aufzusuchen und ihn zur Rede über sein Vorhaben zu stellen, durch seine Dazwischenkunft es zu vereiteln.

Die Straße nach Reschwitz führte durch den Wald; die plötzliche Kühle that ihm und dem dampfenden Pferde wohl; er klopfte des Tieres Hals; armer Assad! Es mußte für ihn gesorgt werden, sobald er in dem Dorfe ankam. In dem ersten Wirtshause, auf das er stieß, stellte er sein Pferd ein und erkundigte sich nach dem Quartier des Grafen Erlenstein; es befand sich in einem geräumigen Bauernhause der nächsten Querstraße, sein Regiment war bereits zurück. Das Manöver hatte in der Frühe des Morgens begonnen und war infolge der drückenden Hitze abgekürzt worden.

Der Baron begab sich nach dem bezeichneten Hause; das Zimmer des Grafen sollte zur ebenen Erde sein. Joachim nahm sich nicht die Zeit anzuklopfen, als er zu Ferdinand eindrang, der soeben mit Umkleiden fertig war und es sich in einem altväterischen Lehnstuhl des Bauern bequem gemacht hatte. Er blickte erstaunt den Eintretenden an.

„Du hier, Joachim?“ rief er, ihm die Hand

entgegenstreckend. „Was in aller Welt treibt Dich denn daher?“

Der Baron machte keine Bewegung, die dargebotene Hand anzunehmen. „Nun, was ist Dir denn durch den Kopf gefahren?“ fuhr Graf Erlenstein fort. „Du siehst aus, als wolltest Du mich spießen und reichst mir nicht einmal zum Gruße die Hand?“

„Ich tausche keinen Händedruck mit einem Manne, den ich meinen Freund nannte und der den Namen eines solchen nicht verdient,“ loderte Joachim auf.

Ferdinand hatte sich erhoben und stand jetzt dicht vor ihm.

„Deine Worte sind zum mindesten sonderbar zu nennen,“ antwortete er, „ich bitte Dich, mir eine Erklärung derselben zu geben.“

„Diese dachte ich von Dir zu holen,“ sprach der Baron, „zunächst möchte ich die Frage an Dich richten: wo ist meine Frau?“

„In Ohlenhorst, so viel ich weiß; ich hatte die Absicht, ihr in einer Viertelstunde entgegen zu reiten, wenn sie Sandens verläßt.“

Die Antwort war in ihrer Aufrichtigkeit verblüffend.

„Und das sagst Du mit solcher Stirn?“ fragte Joachim.

„Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde ich ein Geheimnis daraus machen sollte.“

„Du gestehst es ein, daß Ihr Euch gestern verabredet, hier in der Nähe zusammenzutreffen?“

„Gewiß, wenn Du es denn schon weißt.“

Der Baron schlug mit der Hand auf den Tisch. „Wirklich? Und Ihr glaubt, Eure Verräterei so weit treiben zu dürfen, um, unter meinen Augen beinahe, Euch Eure Rendezvous zu geben und ohne Scham noch Scheu, sie einzugestehen? Ihr meint in der That den Scheingatten, der ich nur noch bin, nicht so weit mehr achten zu müssen, um Euer Verhältnis wenigstens noch vor andern geheim zu halten, wie es Euch Vernunft und Anstand gebieten sollten?“

„Bist Du von Sinnen?“ rief Ferdinand. „Ich ein Verhältnis mit Deiner Frau?“

„Leugne es doch noch, daß Du es angestrebt, trotz der Tugendphrasen, die Du mir gegenüber im Munde führtest, leugne es noch, daß Ihr nur auf die Scheidung wartet, um Euch zu heiraten und daß Ihr wahrscheinlich schon längst im reinen seid.“

In Ferdinands Augen blitzte es auf, jetzt aber

nicht in Zorn und Unwillen, sondern in einer Art mutwilligen Triumphes.

„Und wenn es so wäre," sagte er langsam mit Betonung, „weshalb erhitzest Du Dich denn so? Du, Joachim, willst sie ja nicht mehr und hast sie nie gemocht."

Des Barons Hände krampften sich zusammen; ihm war es, als habe er sich in der eigenen Schlinge gefangen.

„Ich war blind und ungerecht gegen Irma all die Jahre hindurch, daß ich sie besaß," sagte er, sich mit Anstrengung zur Ruhe zwingend, „ich wußte nicht, daß es etwas Besseres noch an der Frau gäbe, die wir begehren, als ein gefälliges Äußere, einen leichten Sinn. Und zu Irma hatte mich nicht einmal Wohlgefallen, sondern niedrige Berechnung geführt. Ich gab mir keine Mühe, sie kennen zu lernen, ich empfand erst, wie sie wirklich war, als sie sich mir abgewendet und ich bin nicht im stande sie zu halten, wenn sie von mir gehen will, denn ich habe nichts Besseres um sie verdient. Doch wenn ich sie auch verlieren soll, ich gönne sie keinem andern, Dir am wenigsten, der ihren Wert von Anfang an begriff; — wirf mir immerhin es vor, daß ich kein

Recht mehr besitze, mir mein Eigentum zu verteidigen, das Du bereits an Dich rissest, — Dir am wenigsten bin ich geneigt zu weichen, und sollte ich mit der Pistole in der Hand Dir gegenübertreten."

Leidenschaft und Wut erstickten seine Stimme; Erlenstein legte seine Hände auf die Schultern des erregten Freundes.

„Habe ich Dich endlich da, wohin ich Dich gebracht zu sehen hoffte, von dem ersten Augenblicke an, als ich entdeckte, welch einen Schatz Du in der Frau besäßest, die Du unbarmherzig beleidigt und mißachtet hast?" sprach er. „Mäßige Dich, alter Junge, und komme zu Dir, damit Du erfassen kannst, was ich Dir sage. — Ja, ich bin im stillen verlobt, seit einiger Zeit schon, aber nicht mit Irma, sondern mit Alice Felsegg, deren Eltern heute in Ohlenhorst sind. Mir schrieb Alice, daß ihr Vater seine Einwilligung vielleicht eher geben würde, wenn Deine Frau, die er hochschätzt, für mich versuchen wollte, Fürsprache einzulegen, auch ihre Mutter bestätigte dies. So ist sie auf meine Bitte heut hinüber gefahren, im Verein mit den Damen Papa Excellenz, den Starrkopf, zu bekämpfen und die Entscheidung will sie auf dem Rückwege mir selbst überbringen."

„Ferdinand — Freund, ist das wahr?“

„Bei meiner Ehre, es verhält sich, wie ich Dir es mitgeteilt.“

„Aber Euer beständiges Zusammenstecken, Deine gradezu unverschämte Courmacherei, Dein Ableugnen, daß Du noch mit der Felsegg in Beziehung ständest?“

„War mit voller Überlegung in Scene gesetzt, denn ich wollte Dir in Deiner Selbsterkenntnis nachhelfen. Wie ich sehe, ist es mir gelungen. — Kannst Du denn noch an meinem Worte zweifeln?“

„Ich zweifle an allem, was mir die Hoffnung geben könnte, daß es möglich wäre, —“

„Was sollte möglich sein, Joachim?“

„Daß wir uns von neuem fänden,“ stieß der Baron hervor, sich in den nächsten Sessel werfend, „jetzt — jetzt, da ich keinen andern Gedanken mehr habe, — da ich bis zum Tollwerden in meine Frau verliebt bin.“

Rädergerassel ließ sich auf der Straße draußen hören; Graf Erlenstein eilte an das Fenster.

„Es ist Deine Gemahlin,“ rief er, „ich muß zu ihr. Bleibe zurück; es ist besser, wenn sie Dich jetzt nicht sieht.“

Er stürmte hinaus, dem Wagen entgegen, den Irma sofort halten ließ, als sie seiner ansichtig wurde.

„Teure Baronin, welche Botschaft bringen Sie mir?"

Sie lächelte freudig. „Die allerbeste, die Sie hoffen können und die mich so schnell als möglich hinwegtrieb, es Ihnen zu sagen. Graf Felsegg ließ sich endlich überreden, und noch heute erwartet man Sie auf Ohlenhorst."

Er neigte sich in stummer Bewegung über ihre Hand.

„Sie gütige Fee, die alles vollbringt, was andern zum Heile dienen kann!"

Ihre Stirn verschattete sich; für andere ja, doch nicht für sich selbst!

„Alicens Vater bleibt bis morgen nur auf Ohlenhorst," sprach sie ablenkend; „er geht mit den Seinen dann in das Bad. Ich habe mir Ihre liebe Braut bereits für später zu längerem Besuche ausgebeten, damit sie Ihnen von Ihrer Garnison aus leichter erreichbar ist."

„Sie denken an alles, Irma, und ich vergesse es in meinem Freudenrausche, daß ich Sie hier nicht

länger in der brennenden Sonne stehen lassen darf. Sobald ich kann, komme ich nach Eichenberge und fast ist es mir, als würde ich bei unserem Wiedersehen auch von Ihnen etwas Erfreuliches hören."

„Von mir, Ferdinand?" wiederholte sie schwermütig. „Jetzt, da es täglich zu erwarten ist, daß jener traurige Vorsatz, den wir gefaßt, zur Thatsache werde? Doch nichts davon. Es soll kein Schatten Ihnen den frohen Tag heute trüben. Leben Sie wohl!"

Der Wagen rollte weiter; Ferdinand ging in das Haus zu Joachim zurück.

„Nun wünsche mir Glück, Freund," rief er heiter, „und laß mich Dir es wünschen für Deine Heimkehr in Dein Haus. Ich denke, wenn Alice und ich unsere Hochzeitsreise machen, habt Ihr die Eure schon nachgeholt, die jetzt entschieden besser ausfallen wird, wie vor fünf Jahren."

* * *

Joachim kam fast eine Stunde später nach Hause, als Irma; die Mittagsmahlzeit hatte verschoben werden müssen; Assad trug die Spuren sichtlicher An-

strengung und Ermüdung; so hatte sein Herr ihn noch niemals rücksichtslos über Stock und Stein gejagt.

Auf dem Tische seines Arbeitszimmers fand der Baron zwei Briefe; sie kamen vom Justizrat Hagen und dem Anwalte seiner Frau. Beide Herren wollten endlich wissen, wie sie sich zu verhalten hätten und verlangten namentlich eine Erklärung Irmas, die bisher alle Briefe ihres Rechtsbeistandes unbeantwortet gelassen. Joachim nahm die Schriftstücke und ging hinüber in das Zimmer seiner Frau, die sich mit Willibald beschäftigte, um ihm über das Warten bis zur Essenszeit hinwegzuhelfen.

„Ich bringe Dir die Anfragen unserer beiderseitigen Vertreter,“ redete er sie an, „sie dringen darauf, unsere Erklärungen zu erhalten. An Deinem Schweigen lag es allein, daß sich die Sache verzögerte; willst Du nicht endlich Deine Meinung mir und jenen kundthun?“

Irma überflog die ihr dargereichten Papiere; schweigend legte sie sie auf den Tisch.

„Ich kann meine Einwilligung nicht geben,“ sagte sie nach einer Pause, „wenn Du Dich nicht bewegen lässest, auf meine Bedingung einzugehen.“

Er ergriff die Hand, die noch immer auf den Briefen ruhte; seine Augen leuchteten in fast sonnigem Glanze auf sie herab.

„Ich bin bereit zu thun, was Du verlangst, Irma," sprach er mit gedämpfter Stimme, „aus Deiner Hand zu nehmen, was Du mir schenken willst, wenn ich das eine zugleich behalten darf, was ich verlieren sollte und was ich jetzt für all Deinen Reichtum mir nicht mehr entreiße ließe: Dich selbst."

„Joachim!"

Der Name kam, gleich einem Schrei, halb Zweifel und halb Jauchzen von ihren Lippen; sie wollte, von ihm sich losmachend, entfliehen. Er ließ sie nicht dazu gelangen. Was er noch nie gethan, — er kniete vor ihr nieder und seine Arme schlangen sich um ihre bebende Gestalt.

„Ich komme heute zu Dir, Irma," begann er mit tiefem Ernste, „zum zweiten Male um Dich zu werben und Dir zu sagen, — was Du vor Jahren hättest wissen müssen, — daß ich Dich liebe, um von Dir nicht mehr lassen zu können. Bin ich entsündigt in Deinen Augen für das Unrecht, das ich Dir angethan, kannst Du verzeihen, was ich Dir an Leid zufügte, willst Du noch einmal mich hinnehmen mit

all meinen Schwächen, meinen Fehlern, die Deine Liebe allein mildern kann? Und ist in Dir noch nicht alles erloschen, was ich doch einst besaß, um mit mir in ein neues Leben treten zu wollen, das uns verheißt, was ich in jenem irren Treiben draußen niemals fand und was ich jetzt einzig in Dir zu hoffen lernte: das Glück, das ja auch Dir bisher nicht ward und das ich erst begriffen, seit ich Dich verlor?"

Ihre Arme legten sich um den Hals des vor ihr Knieenden, die Thränen, die aus ihrem Herzen emporstiegen, bis sie den Weg zu ihren Augen fanden, schienen jedes ihrer Worte hemmen zu wollen, — an sein Ohr tönte es leise, kaum vernehmbar und doch wie Himmelsbotschaft: „O Joachim, ich verzieh ja längst, — und hörte niemals auf Dich zu lieben, — trotz alle — alledem."

Ein Jubelruf durchhallte das Gemach; Joachim sprang empor, die Wiedergeschenkte an sein Herz zu schließen, die Thränen von ihren Wangen zu küssen, die jetzt unaussprechliche Wonne weinen machte.

„Papa," schrie Willibald da plötzlich auf, der in einer Ecke mit Soldaten spielte, „was thust Du denn? Du drückst Mama ja tot."

Sie schraken auseinander, wie ein Liebespaar, das man bei dem ersten Kusse überrascht. Irma eilte auf den Knaben zu, ihn seinem Vater entgegenzuführen.

„Auch er gehört zu uns, Joachim," sprach sie bittend, „o lerne es jetzt, ihn zu lieben, wie ich es von ganzem Herzen thue."

Der Baron hob ihn zu sich empor. „Ich hätte ihn schon längst lieb gewonnen, wenn ich nicht so wahnsinnig eifersüchtig auf ihn gewesen wäre," erwiderte er, sie mit dem noch freien Arme von neuem umschlingend, „und dennoch lernte ich mit seinen Augen Dich anzublicken, bis ich seiner Ansicht geworden: daß es nichts Lieberes und nichts Schöneres auf Erden gäbe, als die, welche er seine Mama nennt."

Es hatte schon mehrmals leise an die Thür geklopft; Irma ging selbst zu öffnen. Ein Diener stand draußen, der in devotem Tone fragte, ob die gnädige Frau es gestatte, daß angerichtet werde. Frau Mertens fürchte, das Essen könnte sonst verderben, da es schon spät geworden.

„Wir kommen sogleich," antwortete sie und es war ihr, als müßte sie vor dem Diener ihre glühen-

den Wangen verbergen; wie sonderbar er sie doch ansah! Sie schloß hastig die Thür.

„Armer Joachim," sagte sie zu ihrem Gatten, „Du mußt ja halb verschmachtet sein; ich habe das Mittagessen verschieben lassen, weil Du nicht hier warst und jetzt ist es fast vier Uhr."

„Ich erinnere mich erst in diesem Augenblicke, daß ich seit heute früh nichts gegessen," lachte er, „dafür soll es jetzt das festlichste Mahl meines ganzen Lebens werden."

Doch trotz der Versicherung wurde an diesem Tage der Kochkunst von Frau Mertens nicht sehr große Ehre angethan. Sie sprachen auch nicht viel miteinander, nur die Blicke Joachims verließen während der ganzen Zeit das oft errötende Antlitz seiner Gattin nicht und Willibald hatte mehrmals Anlaß, an dem Kleide seiner Pflegemutter zu ziehen und vorwurfsvoll ihr zuzurufen: „Aber, Mama, Du hörst ja gar nicht auf mich!"

* *
*

Am andern Tage kam Ferdinand von Erlenstein, die Freunde noch einmal zu besuchen, ehe er

in seine Garnison zurückkehrte. Auf dem Vorplatze des Schlosses trat ihm Irma entgegen; ihr strahlendes Gesicht schien ihm die Botschaft ihres Glückes zu verkünden.

„Ich darf nicht fragen, ob meine Wünsche für Sie in Erfüllung gingen," sprach er herzlich, „denn Ihr ganzes Aussehen ist Sonnenschein."

„Die Sonne ist in unserem Hause endlich eingezogen," antwortete sie bewegt, „und wie mir Joachim gestern eingestand, auch Ihnen habe ich zu danken."

„Ich trug einen geringen Teil meiner Schuld ab, Irma, und wenn es mir gelang, Ihnen Ihres Lebens Glück zu retten, so bin ich dessen froh und stolz. Verzeihen Sie, wenn ich mitunter einen Sturmangriff auf Joachims Gefühle unternahm. Es war notwendig, um das Eis schneller zum Schmelzen zu bringen."

„Sie trieben es manchmal ein wenig arg," bekannte sie scherzend, „ich darf Ihnen nicht zürnen, — doch da ist Joachim."

Der Baron erschien auf der Schwelle des Hauses und schüttelte dem Freunde kräftig die Hand.

„Da bist Du ja, Du Heuchler und Diplomat

zugleich," rief er, „nun komm und laß Dir erzählen, wozu wir gestern nicht Zeit hatten, — wie heiß Du mir die Hölle oft gemacht."

„Ich hoffe nur das Fegefeuer, aus dem Du in das Paradies eingehen solltest," neckte Ferdinand, „inzwischen bin ich selbst in den Himmel gelangt; in einem Vierteljahre ist meine Hochzeit mit Alice Felsegg, die Euch durch mich die schönsten Grüße übersendet."

Auf der Terrasse des Schlosses, wo Joachim noch vor kurzem alle Qualen der Eifersucht empfunden, saßen sie heute, frohe Zukunftspläne entwerfend; die Gläser klangen oft zusammen, die Wünsche wollten nicht enden, die man füreinander auszusprechen hatte.

„Ich erwarte mit Bestimmtheit," sagte Irma, „daß Sie und Ihre junge Frau die Flitterwochen bei uns verleben. Der Herbst in unserer Gegend ist so überaus schön, das Haus groß genug, um Ihnen alle Freiheit zu gönnen."

„Wenn Sie dann noch hier sind, wie gerne," antwortete Ferdinand.

„Wir noch hier?" fragte Joachim erstaunt. „Wir gehen gar nicht fort, denn wir haben hier unendlich viel zu thun."

„Joachim möchte den Bau der neuen Häuser

und Anstalten, sowie die Verbesserungen, die wir anzulegen gedenken, selbst überwachen," erklärte Irma mit frohem Blicke, „und ich, wie Sie wissen, lieber Graf, war ja nie eine Freundin des Lebens in der Stadt."

„Nein, dahin gehen wir auch vorläufig nicht," sprach der Baron, „wir wollen unsere Heimat hier behalten, ja, recht eigentlich uns erst gründen, indem wir für die vielen, die zu uns gehören, aus besten Kräften Sorge tragen. Ich freue mich, wie ein Kind auf all die Arbeit, die vor uns liegt und die wir jetzt gemeinsam unternehmen wollen. Es soll alles ausgeführt werden, was Du wünschest, Irma, und was Du einst mir vorgeschlagen. Wir haben fünf kostbare Jahre unseres Lebens versäumt, die wir jetzt einbringen müssen, eins in unserm Streben, eins in allem, was uns in Freud und Leid fortan bewegt."

Einige Stunden später geleiteten die Gatten Ferdinand von Erlenstein nach Reschwitz zurück, das er am folgenden Morgen verlassen sollte. Zum ersten Male machte Willibald eine Spazierfahrt mit beiden Eltern und saß stolz und selbstbewußt zwischen ihnen.

Der Heimweg führte an dem Dorfe vorbei, in

welchem seine Mutter einst gelebt; in der Ferne schimmerte der Weiher, wo Irma den Knaben gefunden; sie faßte ihres Gatten Rechte.

„Sieh dorthin, Geliebter," sagte sie sanft, „am Ufer jenes Wassers stand ich einst und war entschlossen, mein Leben zu enden, dessen Last mich zu Boden zu drücken schien. Da waren es zwei Kinderaugen, deren Strahl Gott in meine Nacht mir sandte, und ich lernte von neuem den Weg zu finden, den ich in meinem Gram um Dich verloren. — Es waren Deines Kindes Augen, Joachim, das ich dem Leben erhalten durfte, wie es das meinige gerettet, es war die kleine Hand, die sich in die meine schmiegte, welche mir zur Stütze wurde. Kannst Du es jetzt begreifen, weshalb ich es liebte, weshalb ich es lieben werde, immer, immerdar, als sei es durch des Himmels Gnade mir selbst geschenkt?"

Er antwortete nicht; er legte seinen Arm fester um Gattin und Kind, die heiligen Güter, die er durch eigene Schuld beinahe sich verscherzt und die ihm Gott verliehen, daß sie sein besseres Selbst in ihm erweckten, ihn es erkennen ließen, daß es kein echtes Glück gäbe ohne die Erfüllung ernster Pflicht, — daß in dem Haus und Heim, durch Liebe geweiht,

des Herzens reichste Freuden blühten, wohl reicher und dauernder als die, welche er im wilden Rausche des Vergnügens draußen in der Welt gesucht.

Und wieder tönte von den Feldern der Gesang der Arbeiter herüber, wie damals, als Irma mit halb brechendem Herzen den nämlichen Weg gegangen, — heut schien e· ihr der Jubelklang zu sein, der ihren Eintritt in einen neuen Tag begrüßte. Schon reifte weit und breit des Erntesegens Gold und dennoch war es Frühling für sie allüberall. Dort auf dem Wiesenplatze, wo man vorgestern den Grundstein zu der neuen Schule gelegt, hämmerten und schafften fleißige Hände, das Haus zu fördern, das ihrer Fürsorge anheim gegeben werden sollte, — der erste Baustein zu dem Lebenswerke, das sie vor sich aufgehen sah im Verein mit ihm, den sie jetzt endlich, endlich ihr eigen nannte.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei=Actien=Gesellschaft. (Setzerinnenschule des Lette=Vereins.)